



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 34.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Sherwood.

Roman

von

Julius Groffe.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Unter den zahlreichen Fremden, die sich das schöne Eibsflorenz zum Aufenthalt gewählt, fiel vor einigen Jahren besonders ein alter, würdiger Herr auf.

Man sah ihn alltäglich in den Nachmittagsstunden auf der weltberühmten Terrasse erscheinen. Dort wandelte er behaglich bis zum kleinen italienischen Kaffeehause neben der Akademie, wählte einen schattigen Platz unter den Linden und nahm seinen Kaffee. Der alte Herr pflegte einen hellgrauen Cylinderhut und einen dunklen, kastangleichen Ueberrock zu tragen. Das bartlose große

Gesicht, über dessen breiter Stirn die spärlichen Haare sorgsam zusammengekämmt waren, hatte etwas Mumienhaftes, und dieser Eindruck des Unbeweglichen ward noch durch die rauchgraue Brille verstärkt, welche die großen Augen verbarg. Eigenthümlich war seine leise Stimme, wenn er sprach, und sein lautloser, wie auf Filzsohlen schleichender Gang. Im Uebrigen kennzeichnete der Typus der ganzen Persönlichkeit den alten Gelehrten.

In der Regel kam er allein, las still seine Zeitung, fütterte die Sperlinge, spielte zuweilen eine Partie Domino mit Diesem und Jenem und verschwand dann ebenso geräuschlos, wie er gekommen.

Im vorhergehenden Sommer war er bisweilen mit Fremden, dem Anscheine nach sehr vornehmen

Herrn erschienen, die er als unterthäniger Cicerone begleitete und mit denen er französisch und russisch plauderte. Gegen den Winter hin blieb er mehrere Monate lang aus, und es hieß, er sei krank geworden.

Damals erfuhr man, der alte Herr sei ein Professor D., ein geborener Sachse, der fünfzig Jahre lang an einem Moskauer Lyceum doziert habe. Jetzt sei er quieszirt und in sein Vaterland zurückgekehrt, um mit anständigem Ruhegehalt seinen Lebensabend in Dresden zu beschließen.

Man hatte den würdigen, schweigsamen Herrn wegen seines hochachtbaren, nicht aufdringlichen Wesens allgemein liebgewonnen, und die Freude aller Bekannten und Stammgäste war um so größer, als er im Frühling wieder erschien, zwar noch als Rekonvaleszent, aber gesprächiger und mittheilsamer, ja erregter als sonst. Es war damals die Zeit der verbrecherischen Attentate in Berlin. Alle Welt war empört und tief erschreckt über den Abgrund moralischer Verworfenheit, der sich plötzlich unter dem unterhöhlten Boden der Gesellschaft aufthat.

„Seltsam, daß Sie staunen, meine Herren,“ sagte der Professor, der schon aufgestanden war. „Das Alles sind bei uns keine neuen Dinge. Wer ein Menschenalter in Rußland gelebt, weiß, wie viel tiefer dort der Boden aufgewühlt ist. Die Wunden sind alt, und wer die zwanziger Jahre gesehen, weiß davon zu erzählen. Damals stand die Existenz des mächtigsten Reichs auf dem Spiele, und seine Gegner waren viel gefährlicher als heut. Dennoch hat man

sie gebündigt. Aber das Alles scheint in Europa heute vergessen zu sein.“

„Ach, Sie meinen die Verschwörung der Decabristen und den Militäraufstand unter Nikolaus,“ ward ihm entgegnet. „Das Alles ist wohlbekannt.“

„Mag sein, bei den Historikern, und doch nur in Umrissen. Das meiste Detail ist auch heut noch verborgen und wird vielleicht nie an das Tageslicht kommen.“ — Dann sah er sich vorsichtig um, als sei er noch in Rußland, und fuhr fort: „Dort darf man auch heute noch nicht davon reden, und wenn Aufzeichnungen gefunden werden, so vernichtet man sie oder schickt sie in's Ausland. Auch mir ist ein solcher Schatz zugekommen.“

Man wurde neugieriger.

„Sie erinnern sich vielleicht des alten Herrn vom vorigen Herbst — der mit dem weißen Vollbart und dem kostbaren Zobelpelz. — Es war Generalmajor von P., einer meiner ältesten Söhner und Freunde aus Moskau. Er kam alljährlich nach Karlsbad, und auf der Rückreise machte er hier regelmäßig einige Nafsttage. Vor einigen Monaten ist er gestorben, beinahe neunzig Jahre alt. Die Nachricht warf auch mich darnieder. So werde ich ihn denn nie wiedersehen, aber seinen letzten Willen werde ich erfüllen.“

„Sie sein Testamentsvollstrecker? — Aber wie ist das möglich, in Dresden?“

„So ist es nicht gemeint. Aber der Generalmajor hat Memoiren hinterlassen, höchst merkwürdige, hochinteressante Aufzeichnungen; ich überseze sie jetzt. Da er nicht wagte, sie in Rußland drucken zu lassen, habe ich ihm versprochen müssen, sie nach seinem Tode hier herauszugeben. Was wird es helfen? Diese Menschen sind unbelehrbar; sie wollen aus der Geschichte nichts lernen und beschwören immer wieder das alte Verhängniß herauf. Ich meine beide Parteien: die hohen Regierenden wie die Malkontenten. Doch das ist ein weitläufiges Thema, und wir reden wohl ein andermal davon.“

Damit nahm er seinen Hut und ging davon, — hauptsächlich wohl, weil mehrere fremde Gäste eingetreten waren.

An einem der folgenden Tage, als die Bekannten im engeren Kreise beisammen waren, kam man auf jene Mittheilung zurück, um Näheres zu erforschen.

Professor D. sah sich wieder schein um und hielt die Hand vor den Mund. „Sie müssen sich nicht wundern über mich, wenn ich bisweilen glaube, immer noch in Rußland zu sein. Der Arm der Mächtigen reicht dort weit, auch wenn man nicht zu den Nihilisten zählt; verdächtig wird Jeder, der diese Dinge nur zu berühren wagt. Ja, meine Herren, man könnte mit so Vielen Mitleid haben, die schuldlos in's Unglück gekommen. Verblendete Menschen, verführte Idealisten, die ursprünglich kein Verbrechen wollten. Wie hoch stehen Manche aus jener Zeit — aber heute — o, es kann die Zeit kommen, wo neue Schandthaten jedes Mitleid schwinden lassen. Was in Berlin geschah, ist auch in Petersburg möglich, doch ich will nichts prophezeien. Gleichwohl beurtheilt man im Ausland unsere Zustände nicht richtig. Die

Erklärung liegt in der Vergangenheit, und deshalb sind mir jene Aufzeichnungen höchst werthvoll.“

Einer der Anwesenden, ein Verlagsbuchhändler, ließ den Wunsch blicken, das Ganze oder wenigstens einige Theile für die bei ihm erscheinende Zeitung zu erwerben.

„Wozu das?“ sagte der Professor. „Für die bloße Unterhaltung sind diese Dinge zu schwer und ernst, und in anderer Beziehung ist die Zeit noch nicht gekommen. Noch leben manche Familien oder doch ihre Nachkommen, die an den Enthüllungen Anstoß nehmen könnten. Vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren, wenn im Reiche des Zaren eine andere Luft weht. Aber allerdings, eine Episode könnte ich Ihnen wohl mittheilen, betrifft sie doch eine längst abgeschiedene Persönlichkeit.“

„Aus den höheren Kreisen?“

„Doch nicht. Der Held ist eigentlich, obschon ein interessanter, doch obskurer Mensch gewesen, der gleichwohl in den Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Entscheidungen kam. Wie es zuweilen zu gehen pflegt, daß in den Falten der Weltgeschichte sich manches Einzelgeschick von Menschen verbirgt, deren Mitwirkung auf die großen Ereignisse ein helles Licht wirft, so auch hier. Zudem war er, wenn auch eine problematische und räthselhafte Natur, doch ein Mann, dessen Geschick in Schuld und Verdienst vollkommen tragisch verlief. Manche werden ihn einen Verbrecher, einen Schurken nennen, der vor dem nichtswürdigsten Verrath nicht zurückschreckte, und doch muß der Kern seines Wesens edel und nicht unbedeutend gewesen sein — ein Charakter, der seinen eigenen Biographen und Psychologen verlangt. Von diesem nun könnte ich Ihnen wohl Mittheilungen machen, ohne Indiskretionen zu begehen.“

Der Vorschlag wurde mit Beifall angenommen, und schon am Abend desselben Tags saß man in einem Hinterstübchen der Restauration von Renner in der Brüderstraße, wo man in engerem Kreise bisher schon öfter zusammengetroffen war.

Professor D. erschien mit mehreren sauber geschriebenen Heften, die er neben sich auf den Tisch legte.

„Erschrecken Sie nicht über so viel Ballast. Ich wähle nur einen Jahrgang heraus. Die Episode, die ich Ihnen lesen will, spielt in dem Jahre 1825 und steht mit den erschütternden Ereignissen jenes Jahres, mit dem Tode Kaiser Alexander's und dem Militäraufstand unter Nikolaus im engsten Zusammenhang. Fragen Sie dann nach einzelnen Personen, so kann ich Aufschluß geben, denn Viele habe ich später noch persönlich kennen gelernt. Manche Nebendinge weiß ich aus dem Munde des Generalmajors, und über Einzelnes, was nicht in den Memoiren steht, gestatten Sie mir, nöthige Einschaltungen zu geben.“

Und so geschah es. Im Ofen des hohen Gemachs knisterte ein leichtes Feuer. Die Kerzen, welche auf Wunsch neben den Professor gestellt waren, verbreiteten festliche Helle. Auf dem Tisch stand eine gefüllte Punschbowle, und der alte Herr begann zu lesen, nachdem auf sein Verlangen die Thür sorgfältig verschlossen und der Kellner fortgeschickt worden war.

Erstes Buch.

Aus den Aufzeichnungen des Generalmajors von P.

— — — „Nunmehr brach das verhängnißvolle Jahr 1825 herein mit seinen schweren Heimsuchungen und Ereignissen, deren Folgen auch bis in unser entlegenes, sonst so stilles Nowomirgorod fühlbar waren, wohin ich ein halbes Jahr vorher aus den nördlichen Militärkolonien von Nowgorod verlegt worden war.

Ganz Rußland war damals in fieberhafter Bewegung. Von Tag zu Tag hoffte man, daß der Kaiser für den glorreichen Aufstand der Hellenen Partei ergreifen sollte. Der heldenmüthige Kampf des kleinen Volkes entflammte jedes Russenherz, und Millionen sahen die Zeit gekommen, in der sich das sogenannte Testament Peter's des Großen erfüllen würde, hatte doch der Großfürst Konstantin, des Kaisers Bruder, nur deshalb diesen Namen empfangen, wie man sagte, um einst in Konstantinopel seinen Thron zu errichten.

Aber die Gebete des Volks waren umsonst. Kaiser Alexander war von dem Aufstand wie von einem unheimlichen, elementaren Ereigniß erschreckt, dessen Wirkungen er fürchtete. Das heilige Wort „Freiheit“ hatte für den Schüler Laharpe's seit der heiligen Allianz längst seinen Zauber verloren. Das Volk aber murrte, und die Erbitterung wuchs auch in den höheren Ständen. Alle Welt sah in den schrecklichen Naturereignissen, in dem Mißwachs wie in der furchtbaren Sturmflut vom November 1824, die zahllosen Bewohnern von Petersburg das Leben kostete, nur die gerechte Strafe des Himmels.

Auf meiner Reise nach dem Süden beschloß ich, meinen alten Chef und Waffenbruder Utschakoff, unter dem ich als jüngster Lieutenant den Feldzug nach Frankreich vor zehn Jahren mitgemacht und den ich seit so langen Jahren völlig aus dem Gesicht verloren, in seiner Heimat aufzusuchen. Utschakoff hatte auf Grund seiner Verwundung auf dem Montmartre nach dem Ende des Kriegs seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter im Gouvernement Smolensk zurückgezogen, wo er ein glänzendes Leben führen sollte.

Ich wußte, der alte Herr, der beiläufig um mehr als fünf und zwanzig Jahre älter als ich war, besaß eine schöne Frau, und wenn dem Gerücht zu glauben, waren seine beiden Töchter längst zu reizenden Damen erwachsen. Ein Fürst M., der ihn gelegentlich besuchte, sprach von ihrer ungewöhnlichen Schönheit und machte es dem alten Herrn zum Vorwurf, daß er solche bezaubernde Wesen in der Wildniß der Wälder und Steppe verkommen ließ.

Näheres konnte ich bei der weiten Entfernung nicht erfahren, und so war die Kunde von dem glänzenden Glück Utschakoff's bereits zur Legende geworden. Im bunten Lagerleben des Feldzugs freilich und zur Zeit, als seine Töchter noch Kinder waren, hatte mich Utschakoff oft im Scherz seinen lieben Sohn genannt. Jene Anspielung war mir unvergeßlich geblieben, und seit ich von der seltenen Schönheit der Damen gehört, kam mir oft die Lust, mein altes Versprechen einzulösen und mein gutes Glück zu ver-

suchen. Zwar gehörte ich nicht mehr zu den Jüngsten, aber ich hatte mit meinen fünf und dreißig Jahren bereits den Oberstenrang, und meine Sehnsucht, endlich meinen eigenen Herd zu gründen, war um so größer, als das einsame Nowomirgorod mir nichts versprach, als die fragwürdige Gesellschaft meiner künftigen mir noch unbekanntem Kameraden. — Mein Vorhaben schien auch vom Glück begünstigt zu sein. Die Reise nach Süden ging über Moskau, wo ich mich in dienstlichen Angelegenheiten eine Woche aufhalten mußte. Von dort hoffte ich einen Absteher nach Utschakoff's Landgut in Staniza Tarussa zu machen.

Aber gleich am ersten Tage, als ich einen Iswoschtschik genommen, um die erste Gulänia der Moskauer (festliche Korfahrt in's Freie) anzusehen, überholte ich auf der Twerstkaja eine Telega, in der ich den alten Utschakoff erblickte. Ich rief ihn an, aber er erkannte mich zuerst nicht mehr, nahm mich dann aber sofort mit aller Herzlichkeit auf. Seitdem blieben wir mehrere Tage unzertrennlich beisammen. Der alte Herr befand sich diesmal allein in der Stadt, um allerhand Einkäufe zu machen, Bücher, Süßfrüchte, Weine, Kleider und Anderes. So groß meine Freude anfänglich über das unerhoffte Wiedersehen, so peinlich war bald meine Enttäuschung. Der alte Herr schien auffallend verändert gegen früher. Er war schwerhörig geworden und sehr gealtert, dabei aufbrausend und jähzornig, dann wieder stundenlang verschlossen und tief in Gedanken versunken. Ein schweres Unglück schien auf ihm zu lasten. Daß er seine Frau schon vor Jahren verloren, erfuhr ich erst jetzt, aber das war überwunden. Von etwaigen Vermögensverlusten konnte bei seinen weitläufigen Besitzungen und der geordneten Verwaltung auch nicht die Rede sein.

Als ich gelegentlich bei einem Glase Champagner meine Absicht andeutete, nach Staniza Tarussa mit hinauszufahren, wurde er seltsam verlegen, und ein mißtrauischer, argwöhnischer Blick blitzte aus seinen hellblauen Augen unter den weißen, buschigen Augenbrauen herüber. Dann suchte er nach Ausflüchten, als wenn er jetzt nicht auf Besuch eingerichtet sei. Und als ich dieß nicht gelten ließ, fuhr er auf:

„Nitschewo, Oberst, lassen wir's für diesmal. — Kannst glauben, es hat ein Jeder ein Gespenst oder Skelet im letzten Winkel seines Hauses sitzen. Das würde Dir nicht gefallen. Sei froh, daß Du keine Familie hast. Glück und Unglück kommen anfangs leise, aber wo das Unglück einkehrt, da tritt es hart auf und bleibt und ist sich satt. Ich hab' einmal einen Wolfshund erschossen, meinen Liebling, weil er mit Anderen lief. Seitdem weiß ich's: man soll keine Kreatur lieben, sie lohnen alle mit Undank. Manchmal wollt' ich, der Kartätschensplitter auf dem Montmartre hätte mich besser getroffen. Das Leben ist Lumperei, auch wenn's leidlich war, der Bodensatz ist bitter. Wenn das Schicksal nach der Scheibe schießt, trifft es immer in's Schwarze; darin liegt auch eine Ausgleichung gegen die Anderen. Man muß es eben tragen und die Zähne auf einander beißen!“

Ich war von diesem Ausbruch betroffen. Der

alte Herr sah so drohend aus, daß ich das Gespräch abbrach. Erst bei der letzten Flasche wagte ich eine Neußerung über seine glückliche Situation als Großgrundbesitzer und zugleich eine Frage nach seinen Töchtern.

„An der Telega des Glücks traben die Kasse der Sorge,“ rief der Alte, „und was gehen Dich meine Töchter an? Wie heißt es von den Kindern? — Wenn sie klein sind, treten sie der Mutter auf den Rock, und wenn sie groß geworden, auf das Herz, Mitschewo! Trink', Bruder, und zum Teufel alles Hauskruz!“ Und er hob das Glas und hatte Thränen in den Augen.

Beim Abschied sagte er: „Ich mag Dir nichts erzählen. Wenn man einen Berg abträgt, wird wieder ein Berg daraus. Vielleicht schreib' ich Dir einmal, vielleicht auch erfährst Du's von Anderen. Menschenzungen sind wie Sturmglöckchen, und was Du heute der Wolga sagst, sagt die Wolga morgen dem kaspischen Meer, Mitschewo!“ Und dann von diesem Thema abspringend, fuhr er fort: „Ich bitte Dich, Feodorowitsch, was sind wir Bojaren heut? — vor hundert Jahren noch die Herren im Land und jetzt Lakaien fremder Ideen, Nachäffer, Hanswürste, die ihren Pelz mit bunten Lappen flicken — angefressen bis in's Mark von der fremden Pest, das nennen sie dann die neuen Freiheitsideen. Man möchte sich die Ohren abbeißen, wenn man's hört, und wir haben noch leicht daran zu tragen. Aber der Kaiser! — Auch ihm machen diese Windmühlenstürmer das Herz schwer. Wirst wohl davon wissen. Mache die Augen auf. Hier im Süden — in Charkow und Tultschin, ist's noch schlimmer als im Norden. Verschwörung überall und am meisten in der Armee. Auch das Volk ist wie besessen — natürlich, wenn dem Jaren, was Herz pocht, hat Rußland das Fieber. Da reden sie von Käserfraß, von Ueberschwemmung, bah — wir leiden an geistiger Ueberschwemmung, das ist's. Dieser heillose französische Krieg! Dort sind sie Alle toll geworden, und die besten Köpfe am meisten. Ja, wenn die Hechte nur fliegen könnten, würden die Geier schwimmen. Heilige Mutter Gottes von Kasan, was haben wir erlebt seit zwölf Jahren! Drei Dutzend Siege und den Sturz des Korsen, aber seine Ideen leben unbesiegbar fort und haben uns zermalmt und auf's Haupt geschlagen. Gib nur Acht, wir gehen bösen Zeiten entgegen, da muß Jeder sein Haus bestellen. Leb' wohl, morgen treffen wir uns wieder!“

Und mit eiligen Schritten ging er davon und sprang in seinen Wagen. Dann wandte er sich noch einmal um und rief mir zu:

„Apropos, Oberst. Die guten Gedanken und die hinkenden Schafe kommen immer hinterdrein. Du kannst in meinem Haus wohnen auf der Miasnikfaja, so lange Du willst. — Das Palais steht leer. Lebe wohl!“

Das war nun recht gut gemeint, aber auch meine Abreise stand bevor. Am andern Tage übrigens ließ sich der alte Herr nicht mehr sehen, und auch meine Nachfrage in seinem Palais war umsonst. Es war kein Zweifel mehr, dem trefflichen Utschakoff war Schweres widerfahren. Seine Deklamationen

gegen die Neuzeit waren mir längst bekannt, denn der alte Herr zählte von jeher zu den Ultrassen. Aber seine Ausfälle schienen eine ganz besondere persönliche Spitze zu haben.

Einige vorsichtige Fragen bei gemeinschaftlichen Bekannten wurden ausweichend beantwortet. Von einem sogenannten Familienandal verlautete nichts. Man sprach von Utschakoff und den Seinen überall mit der größten Hochachtung. Nur Einer, ein Handelsmann, mit dem ich verschiedene Geschäfte hatte, wollte wissen, daß die Verlobung der ältesten Tochter Utschakoff's zurückgegangen und daß die jüngere plötzlich verschwunden sei. Ob ein Verbrechen vorliege oder eine Entführung, wisse Niemand zu sagen.

Tief bewegt von dem Wiedersehen des alten Chefs und Freundes reiste ich bald darauf über Charkow nach Nowomirgorod und ich fand es in meiner neuen Stellung beim Bug'schen Manenregiment behaglicher, als ich gefürchtet hatte. Trotzdem aber der Verkehr mit meinen neuen Kameraden, wie die Eindrücke der anmuthigen kleinen Stadt mit ihren Nebenhügeln mich zerstreuten, immer kehrte die Frage wieder: „Wer konnte es sein, der den Frieden jener glücklichen, hochangesehenen und reichbegüterten Familie zerstört hatte?“ Das Haus Utschakoff war immer gastfrei gewesen, und die großen Jagden auf Trappen und Hühner versammelten alljährlich eine große Anzahl von Fremden und Einheimischen und besonders des Adels der Umgegend. Was konnte bei so lebhaftem Verkehr Alles möglich gewesen sein? —

Aber das war es nicht allein, was mich beunruhigte. Jene geheimnißvollen Andeutungen Utschakoff's bestätigten sich. Eine schwere, unheimliche Wolke der Unzufriedenheit schien in der Luft zu schweben. Wiederholt waren mir dunkle Andeutungen zugekommen über Umsturz und Verschwörung, aber das Unfaßbare entzog sich jeder näheren Prüfung.

So mochten einige Monate vergangen sein, und ich fand das Gleichgewicht meiner Stimmung wieder, besonders, seitdem ich mich den Arbeiten des Verwaltungskomitees des Regiments widmete.

Da war es eines Tags, als mir ein Schreiber in der Kanzlei des Komitees durch seine unangemessene Haltung auffiel. Schon vor einigen Wochen bemerkte ich in der Front des Regiments einen Unteroffizier, der durch die Zartheit seiner Gesichtszüge wie durch das Vornehme und Distinguirte seiner ganzen Erscheinung sehr merklich von den gemeinen Soldaten abstach. Damals erfuhr ich bei näherer Erkundigung vom Eskadronskommandeur, er sei ein Ausländer, heiße Sherwood und diene als Freiwilliger mit der Berechtigung zum Offiziersrang nach zwölfjähriger Dienstzeit.

Und nun traf ich denselben Menschen, aber total verändert, in der Kanzlei. Er sah da mit verschlafenen Augen, wirrem Haar, durchgeriebenen Ellenbogen und zerrissenen Stiefeln, aus denen die bloßen Zehen hervorsahen — der ganze Mensch ein Bild der Verkommenheit und Verwahrlosung.

Ich ließ sofort den Kanzleibeamten rufen, um die Ursache dieser Veränderung zu erfahren.

„Ich wollte schon längst mit Ihnen darüber reden,“ antwortete der Direktor. „Sherwood führt

sich seit einiger Zeit sehr schlecht auf. Ich habe ihn Arrest diktiert lassen, aber es hilft nichts. Außerdem können wir ihn nicht entbehren. Seine Sprachkenntnisse und ausgezeichneten Fähigkeiten im Rechnungswesen sind so eminent, daß wir ihn dulden müssen, wie er ist. Zwar haben wir unser strenges Augenmerk, daß er seinen Anzug in Ordnung hält, aber es ist Alles umsonst. Er hat sich dem Trunke ergeben ärger als zuvor."

Ich brach die Unterhaltung ab und ließ Sherwood rufen. Ich fühlte ein gewisses Mitleid mit dem jungen Mann, der seinem Verderben entgegenging, und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, ihn womöglich zu retten. Eine Minute später stand Sherwood vor mir, und ich betrachtete ihn genauer.

Der junge Mann mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen; trotz seiner Verwahrlosung war etwas Vornehmes in seiner ganzen Haltung zu erkennen. Dazu seine wirklich faszinierende Schönheit. Unter Millionen Russen hätte man diesen prächtigen Wuchs, diese freie, von Locken umgebene Stirn, dieses tiefe, fast schwärmerische Auge vergebens suchen können. Sicher hatte dieser verkommene Apollino schon bessere Tage gesehen und war nicht zu so traurigem Loos erzogen.

Nachdem ich die Thür des Cabinets geschlossen, sprach ich lange und mit Wärme auf ihn ein, um sein Vertrauen zu gewinnen.

Lange erhielt ich keine Antwort. Sherwood stand schweigend und mit niedergeschlagenen Augen vor mir, von Zeit zu Zeit athmete er schwer und zerknitterte mit der Hand seine Dienstmütze. Endlich rannen Thränen aus seinen Augen. Nun kannte ich diesen Zustand bei Wüstlingen hinlänglich, um mich nicht täuschen zu lassen; dennoch erschien es hier der ungekünstelte Ausdruck wahrer Reue zu sein. Und so ließ ich ihn ausweinen.

Endlich, als er ruhiger geworden war, sagte Sherwood: „Herr Oberst, der Antheil, den Sie an mir nehmen, verpflichtet mich zu rückhaltloser Offenheit. Ich fühle, wie tief ich gesunken bin und wie wenig ich mich rechtfertigen kann. Die helle Ver-

zweiflung hat mich so weit getrieben, daß ich die Herrschaft über mich selbst verloren habe. Segen Sie sich in meine Lage. Ich trat in das Regiment, lediglich in der Absicht, so bald als möglich den Offiziersrang zu erhalten. Nicht meinethalben allein — einem angebeteten Wesen sollte es Rettung bringen, einer Frau, die aus Liebe zu mir ihre ganze Existenz geopfert hat. Nun diene ich schon drei Jahre ohne die geringste Hoffnung auf Avancement. Nirgend ein Ausweg aus dieser entsetzlichen Lage des Glends und der Armuth. Und dazu bin ich gezwungen, mein Geheimniß Allen zu verbergen. Wahrlich, man sollte es verzeihlich finden, daß mir kein Mittel blieb, um Gram und Verzweiflung zu betäuben, als der Trunk. Sie sehen nun, was aus mir geworden ist. Allerdings gab es einen Ausweg. Ich konnte desertiren und hätte es auch längst ausgeführt. Ich war entschlossen, in's Ausland zu fliehen, zu den Griechen, die um ihre Freiheit kämpfen. Dort hätte ich Carrière gemacht oder den Tod gefunden; was liegt an mir sonst. Niemand hilft den Verstoßenen und Verlorenen!"

Ich muß gestehen, die Worte des jungen Mannes gewannen mich. Seine sympathische Stimme, seine gebildete Ausdrucksweise berührten mich angenehm, und mein Entschluß, ihm zu helfen, war gefaßt.

„Beruhigen Sie sich, mein Bester," sagte ich und bot ihm Platz an meiner Seite. „Ich will Ihr Vertrauen nicht erzwingen, aber wollen Sie mir Ihrelebnisse mittheilen, so gebe ich Ihnen mein Wort, alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufzubieten, Ihre Lage zu verbessern.“ Dann bot ich ihm Tabak, und da der Samowar auf dem Tische stand, eine Tasse Thee.

Sherwood war von diesem Beweis meines Wohlwollens sichtlich überrascht. Es that ihm wohl, endlich einmal frei reden zu können.

Er befann sich eine Weile, dann begann er zu erzählen. Seine Befangenheit schwand mit jedem Wort mehr und mehr, und ich will versuchen, seinen Bericht in aller Kürze mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

Allerheiligen. Von H. Plag.

(Ungeedruckt.)

Tief im dunklen Thale
Rauscht der Wasserfall,
Hell im Sonnenstrahle
Ruh'n die Höhen all'.

Auf den grünen Matten
Goldne Lichter glüh'n,
Graue Abend Schatten
Ueber Wälder zieh'n.

Nacht in hehrer Feier
Breitet feucht und sacht
Ihren Friedensschleier
Ueber Bergespracht.

Still in dich versunken,
Hehre Gotteswelt,
In mein Herz ein Funken
Deiner Größe fällt,

Und vor deiner kühlen,
Ernstern Majestät
All' mein stolzes Fühlen
In ein Nichts vergeht.

Lehr' es mich empfinden,
In dir aufzugeh'n,
Wie ein Hauch in Winden
Spurlos zu verweh'n!

Graf Petöfy.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Schluß.)



Einunddreißigstes Kapitel.

Der Graf war spät Abends, wie sein Telegramm gemeldet, wieder auf Schloß Arpa eingetroffen, aber erst am andern Morgen begrüßte man sich. Er war sehr heiter und aufgeräumt und erzählte von allerlei Zwischenfällen. Ein feiner Sinn für das Komische, der ihn auszeichnete, gab all' seinen Schilderungen Skolorit und Leben.

„Aber nun will ich wissen,“ fuhr er fort, „was inzwischen hier vorgegangen ist, hier und draußen in der Welt. Denn ich habe seit vier Tagen kein Zeitungsblatt in der Hand gehabt und weiß nicht einmal, ob Gambetta mittlerweile seine Revanche genommen hat oder nicht. Ich vermuthe, nicht, aber es wäre mir lieb, die Bestätigung zu hören. Und zwar möcht' ich sie, wenn es sein kann, von Schwester Judith hören. Ja, Judith soll lesen, hält sie doch ohnehin seit einer Viertelstunde das Zeitungsblatt in der Hand und wartet darauf, daß ich schweigen soll. Ich habe mich zwar in meinem Redestrom durch ihre stille Kritik nicht stören lassen, aber doch beständig gefühlt, daß sie mit ihrer Ungebuld und ihrer Trauerniene meinem ganzen Gruzer Komitatsvortrage das Mark ausgefogen hat. So denn zur Strafe, Judith, lies und fange mit Frankreich an. Es ist immer noch das Interessanteste. Selbst ihr Gezänk ist voller Leben.“

Er sprach weiter und schien es mit seinem Verlangen, etwas aus der Welt hören zu wollen, nicht allzu dringlich gemeint zu haben. Endlich aber entsann er sich wieder und sagte: „Nun, was hast Du gefunden? Gib uns die Quintessenz.“

„Ich habe nichts gefunden, Adam. All' diese Zänkereien, die Dich interessiren, interessiren mich nicht, und was mich wiederum interessirt, das sind Anekdoten und Notizen, über die Du spöttisch hingehst.“

„Es käme doch auf einen Versuch an. Ich bin schließlich auch durchaus der Mann der Anekdote.“

„Nun denn, im Hospitale zu Charenton, so berichtet hier die ‚Augsburgerin‘, ist hundertunddrei Jahre alt ein Mensch gestorben, den man allgemein den Glasmenschen nannte.“

„Sonderbar. Ein Phomme de fer ist mir auf meinen Weltfahrten irgendwo vorgestellt worden, ich glaub' in Straßburg. Aber ein Phomme de verre ist mir neu. Warum hieß er so?“

„Weil er sich selber einbildete, von Glas zu sein.“

„Also durchsichtig?“

„Ja.“

„Sagt die Notiz nichts weiter? Du bist so einhyllig, Judith. Ich möchte mehr wissen. Wie verbracht' er sein Leben?“

„Er lebte korrekt.“

„Nur in der Ordnung. Wer von Glas ist, hat die Verpflichtung, korrekt zu leben; er kann ja jeden Augenblick in seinem Triebwerk kontrollirt werden. Was meinst Du, Franziska?“

Diese senkte den Blick, überwand sich aber und sagte: „Die Seele, mein' ich, bleibt unsichtbar.“

„Ja, die Seele. Aber es wäre schon immer was, das Herz arbeiten zu sehen.“

„Es ist das so nöthig nicht,“ sagte Judith.

„Alles hat seinen Widerschein, und auch das Herz spiegelt sich. Wir sind Alle viel mehr Glasmenschen, als Du glaubst, Bruder. Und es ist schließlich auch ein Glück, daß es so ist.“

„Aber ein größeres noch, daß es als Regel nicht so ist. Nur der Irrthum ist das Leben.“

„Oder die Wahrheit.“

„Ach, die Wahrheit? Glaube mir, Judith, die Welt bleibt ewig in der alten Pilatusfrage stecken.“

Egon, als dieß Gespräch schwieg, trat auf die Veranda. Dann kam er zurück und entschuldigte sich für den Tag, er habe eine Verabredung; Jasanenjagd mit Szabó. Nach ihm erhob sich auch Franziska, der der Boden unter den Füßen brannte. War dieß Alles Zufall, oder war es mehr? Sie ging auf ihr Zimmer, froh, aus dem Kreuzfeuer heraus zu sein.

Nur Graf Adam und Gräfin Judith blieben, Jedes anscheinend in seine Lektüre vertieft. Aber die Gräfin war es nicht, und als eine kleine Weile vergangen war, legte sie die Zeitung nieder und sagte: „Hast Du noch nicht an Aufbruch gedacht, Adam? Ich meine nach Wien. Die Tage werden kurz...“

„Und Dir zu lang,“ unterbrach der Graf. „Der kleine Mann unten ist freilich kein Pater Fehler; aber Pardon, Judith, so steht nicht Jeder zu dieser Sache. Was sollen wir jetzt in Wien? Es ist noch um einen Monat zu früh, und verlängern wir die Saison um diese vier Herbsteswochen, so nehmen die Frühjahrswochen kein Ende. Zudem bin ich einigermaßen Gewohnheitsmensch und treffe nicht gern vor dem zweiten Dezember in Wien ein. Also wenn Du willst, auch ein Mann des zweiten Dezember.“

„Ich würde mich nie so nennen, Adam, auch im Scherz nicht. Und nun gar Du, der im Aberglauben steckt. Aber was ich Dir sagen wollte: Du verfällst zu sehr in Deinen alten Fehler.“

„Und der nennt sich?“

„Ein liebenswürdiger Egoist zu sein. Ehedem durftest Du das. Aber Du bist heute nicht mehr Der, der Du vor einem Jahre warst, und hast heute kein Recht mehr, so *bongré malgré* von Deinem gewohnheitsmäßigen zweiten Dezember zu sprechen.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„O, Du verstehst mich sehr gut; ich seh' es an dem Zucken um Deinen Mund. Aber ich kann Alles, was ich zu sagen habe, Dir schließlich in einem einzigen Worte sagen und dieß eine Wort ist ein Name.“

„Hat sie geklagt?“

„Mit keiner Miene; solche Naturen klagen nicht. Aber ob sie nun geklagt hat oder nicht, das bleibt bestehen: Du muthest ihr mehr zu, als sie tragen kann. Und wenn ich vorher von Wien sprach und von unserer Abreise dahin, so heißt das einfach: sie muß aus dieser Einsamkeit heraus.“

„Einsamkeit. Was heißt Einsamkeit? Ich hab' es in ihre Wahl gestellt, ob sie Besuch haben wolle oder nicht, und hab' ihr beispielsweise von Phemi gesprochen. Sie hat es aber abgelehnt. Das war, ehe ihr kam't, ja, ehe wir wußten, daß ihr kommen würdet. Nun seid ihr seit einem Monat hier, und jeder Tag ist so bunt wie das Laub im Park draußen und so plapperhaft wie ein Eßterneß. Ist das Einsamkeit? Du bist hier, Egon ist hier, und zum Ueberfluß *et pour combler le bonheur*, sorgt auch noch der Himmel für entführte Kinder, für Schiffbruch und Abenteuer.“

„Eben deßhalb,“ unterbrach hier die Gräfin und verließ langsam das Zimmer. Es war fast, als ob sie darauf gerechnet habe, von ihm zurückgerufen zu werden.

Aber seine Verwirrung war zu groß, so groß, daß er in Schweigen verharrte. Sein Auge röthete sich, wie es stets geschah, wenn ihn ein Gegenstand erregte; dann warf er die Cigarette durch die Balkonthür, nahm ein Buch, das auf dem Nebentische lag, und blätterte mit dem Finger über den Rand hin, wie wenn man über ein Spiel Karten fährt. Er war bis in's Tiefste getroffen. Aber seine vertrauensselige Natur überwand es wieder, und indem er eine Zeitungspalte hastig mit dem Auge durchlief, ohne sich in geringsten um den Inhalt zu kümmern, sprach er vor sich hin: „Es ist Judith, wie sie lebt und lebt, und ich werde sie nicht ändern. Die hellste Seele von der Welt und dabei passionirte Schwarzscherin. Ueberall geheimnißt sie was hinein. Das hat sie sich von den Pfaffen angenommen, die sich nichts vorstellen können ohne Dunkel, Komplot und Intrigue. Welche Widersprüche leben doch in unserer Natur; sie selbst hat nie den kleinsten Höllensaden gesponnen, und wenn der Himmel der Hölle Preis wäre, sie würde diesen Faden nicht spinnen können. Aber weil sie von Jugend auf gehört hat, es gebe dergleichen in der Welt, so sieht sie's nun überall. Uebrigens ist es leicht, Rath zu schaffen. Egon hat sich eben verabschiedet, und so paßt es für heute nicht; aber was heute nicht paßt, paßt morgen, und morgen mit dem Frühesten werd' ich ihn stellen und ihm rund heraus erzählen, was der Tante Judith auf der Seele brennt.“

Er wiegte sich, als er so sann, in dem Schaukelstuhle hin und her und ging dabei das Gespräch, das er mit Judith gehabt hatte, noch einmal durch. „Wie verlief es doch? Ich hatte von Egon gesprochen. Aber Egon war nicht das letzte Wort... Schiffbruch und Abenteuer sagte ich und dann antwortete Judith: ‚eben deßhalb.‘“

Er sprang auf und schlug sich vor die Stirn. „Wenn...“ Aber er wurde seiner Erregung abermals Herr. „Unsinn! Es ist Judith; c'est tout. Woher will sie's wissen? Als ob sie mit im Boot oder wohl gar mit in dem räucherigen Fährhaus gewesen wäre. Sie braucht Geschichten und macht sie sich, das ist Alles. Und am Ende warum nicht? Die Menschen machen sich ihre Götter, warum sollen sie sich nicht auch ihre Geschichten machen? Bedürfniß und Angebot, das alte Lied. Uebrigens freu' ich mich auf das Gesicht, das Egon...“

In diesem Augenblick trat Andras ein, um den Frühstückstisch abzuräumen. „Der weiß es,“ schoß es dem Grafen durch den Kopf, und ehe er noch einen bestimmten Plan fassen oder zu reiferer Ueberlegung kommen konnte, fuhr es schon aus ihm heraus: „Andras, mein Junge, ich habe Dich so gut wie noch nicht gesehen, seit Du mit auf dem See warst. Hast Dich tapfer und brav gehalten, hat mir die Gräfin erzählt, und Graf Egon...“

Der Junge lächelte.

„Sieh', das hör' ich gern, Andras, und Du kannst Dir auch etwas wünschen, jetzt gleich oder wenn Du 'mal groß bist und eine Braut hast, hier oder in Wien. Aber hübsch muß sie sein, hörst Du! Bist ja selber ein hübscher Jung'. Und dann heirathest Du sie...“

„Will nicht, Graf.“

„Will nicht. Was heißt will nicht? Du wirst schon wollen. Und dann kommen wir Alle zu Deiner Hochzeit, ich und die Gräfin und Graf Egon. Ja, die Gräfin und Graf Egon auch; die gehören ja jetzt zusammen, weil sie zusammen in dem Boot und in der Gefahr waren. Und Gefahr schließt die Menschen zusammen, das weiß ich... Und Du hast nichts auf dem Herzen? Und hast mir nichts zu sagen, Andras?“

„Nein, Herr.“

„Und weißt nichts?“

„Nein, Herr.“

„Und willst auch nichts wissen?“

Andras hatte sein „Nein, Herr“ schon ein drittes Mal auf der Zunge, besann sich aber rasch und sagte, während er sich vor dem Grafen aufrichtete: „Was, Herr?“

In dem Tone lag etwas, was den Grafen beschämte.

„Nichts,“ sagte dieser ruhiger. „Es ist gut so. Wir gehen in dieser Woche noch nach Wien. Und Du mit.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Woche später war man wieder in Wien.

Der Graf hatte noch am selben Tage, wo sein Gespräch mit Judith stattgefunden, seinen Entschluß ausgesprochen, als Reismarschall vorausgehen und

im Stadtpalais, in dem man inzwischen eine Reihe neuer Zimmer eingerichtet hatte, nach dem Rechten sehen zu wollen, in Wahrheit aber lag ihm nur daran, ein Zusammensein mit Egon in demselben Coupé zu vermeiden. Er fühlte deutlich, daß er den rechten Ton nicht treffen, auch vielleicht der ihm eigenen Neigung zu Sarkasmen nicht immer widerstehen werde, was, wenn unberechtigt, einfach beleidigen, und wenn berechtigt, als ein Auskunfts-mittel in Altweibermanier erscheinen mußte. Dem Einen aber wie dem Andern wollte er sich entziehen. In Wien ließen sich dann die Begegnungen einschränken, wenn sich dieß, was doch immer noch in Zweifel lag, überhaupt als wünschenswerth herausstellen sollte. Die Zerstreuungen der großen Stadt waren jedenfalls das beste Mittel, ihm einen freieren Blick und ein eigenes, selbstständiges Urtheil zuzugeben.

Wirklich, diese Zerstreuungen übten auch ihre Wirkung auf ihn, und sie konnten es um so leichter, als sich seinem anscheinend nur oberflächlich, in Wahrheit aber scharf beobachtenden Auge nichts zeigte, was dem in seiner Seele wachgerufenen Argwohn irgend welche Nahrung hätte bieten können. Egon, wenn er Abends im Salon der alten Gräfin erschien, war ernster und schweigsamer als gewöhnlich, aber in seinem Benehmen gegen Franziska ließ sich weder eine besondere Zurückhaltung, noch auch eine besondere Vertraulichkeit entdecken. Und so durfte es denn nicht Wunder nehmen, daß dem alten Dheim wenn nicht ein volles Vertrauen, so doch ein gewisser seelischer Mittelzustand zurückkehrte, der gerade hoffnungreich genug war, ihn zur Eröffnung der Saison eine musikalische Soirée mit sich anschließender Ballfestlichkeit veranstalten zu lassen, eine Reunion, zu der außer der Künstler- und Gelehrtenwelt auch alle diejenigen Personen der Aristokratie geladen worden waren, auf deren Erscheinen man mit Sicherheit rechnen durfte.

Man hatte nur noch drei Tage. Da jedoch alle Vorbereitungen längst getroffen worden, so waren gerade diese Tage freie Tage, die denn der Graf auch vorhatte, so gut wienerisch wie möglich, im Theater also, zu verbringen. Das Gastspiel eines ausgezeichneten norddeutschen Künstlers, der zugleich ein besonderer Liebling des Grafen war, forderte noch besonders dazu auf.

„Ich habe für heut Abend zu der Vorstellung unseres alten Freundes eine Loge genommen,“ sagte der Graf, als er Franziska beim zweiten Frühstück begrüßte. „Wir werden ihn, nachdem wir die ‚Partie Piquet‘ und leider auch die ‚beiden Alingsberge‘ versäumt haben, wenigstens in einer neuen Rolle sehen.“

„Und in welcher?“ fragte Franziska.

„Als Herzog von Chevreuse; ein Scribe'sches oder Dumas'sches Stück mit gleichgültigem Titel und gerade schon wieder alt genug, um als neu gelten zu können. Ich entsinne mich, es in den letzten Louis Philipp-Tagen in Paris gesehen zu haben, habe jedoch keine Ahnung mehr, was es ist.“

„Seinem Titel nach sehr wahrscheinlich eines jener französischen Memoirenstücke, die nie schlecht

und nie gut sind und mir immer ein horreur waren. In meiner Erinnerung haben sie nicht bloß alle dieselbe Physiognomie, sondern auch dieselben Personen: einen König und eine Königin, eine merkwürdig naive Prinzessin, ein paar Herzoge mit pomphaften Namen einschließlich irgend einer Maintenon oder Pompadour und dazwischen ein Perin oder Figaro, der Alles einfädelt oder nasführt, oder wohl gar ein Narciss, der der ganzen Grandseigneurschaft die haarsträubendsten Sottisen sagt.“

„Schau', Fränzl,“ entgegnete der Graf, der diesen Ton liebte, „Du hast ja Deine gute Laune wieder. Ich sehe nun, daß es Zeit war, aus unserem alten Dohlenest aufzubrechen; die Wiener Luft athmet sich doch besser und legt sich Dir weicher um's Herz, nicht wahr? Ich hab' übrigens die Loge links genommen, die größere, denn ich rechne nicht bloß auf Egon, der sich angefangen hat, sondern auch auf Judith. Sie muß durchaus einmal heraus und nicht immer nur Fehler sehen und von der heiligen Genoseva hören.“

Und wirklich, die gute Gräfin, in der sich aller Frömmigkeit unerachtet doch dann und wann noch die Wienerin alter Tage regte, hatte sich bestimmen lassen, der Vorstellung beizuwohnen, und eine kleine Zeit nach Beginn derselben erschien man allseits und nahm die Plätze: Gräfin Judith und Franziska vorn, dahinter der alte Graf sammt Egon und Graf Pejevics, welcher letztere sich ihnen im Foyer erst angeschlossen und den eigenen Platz im Stiche gelassen hatte. Zu Beginn des Stückes wandte sich Franziska mehrfach um und schien, während sie Petöfky freundlich zunickte, fragen zu wollen: „Ist es nicht genau das, was ich Dir im Voraus erzählt habe?“ Bald aber wurde sie befangen und unruhig, und als die große Szene kam, in der der alte Herzog in altfranzösischer Ritterlichkeit immer noch Worte des Vertrauens an den Galan seiner jungen und bereits in Schuld verstrickten Herzogin richtete, stieg ihr das Blut derart zu Kopf, daß es sie momentan wie Schwindel und Ohnmacht überkam. Aber es schwand wieder und die tiefe Bewegung ihres Herzens war zuletzt doch größer als alle Furcht und Verlegenheit, und eine Thräne fiel auf den Handschuh ihrer auf der Brüstung ruhenden linken Hand. Der alte Graf, in dessen Herzen der Inhalt des Stückes alle Zweifel und Bitternisse der letzten Wochen wieder lebendig werden ließ, war in kaum geringerer Erregung, aber er bezwang sich und bewahrte gute Haltung bis zuletzt.

„Es erscheint mir outrirt,“ sagte Judith, die nach dem Fallen des Vorhangs noch wie herkömmlich in der Loge blieb, um sich die Woge draußen erst verlaufen zu lassen. „Wirklich, Adam, ich find' es übertrieben.“

„Ich auch,“ lachte dieser in einer ihm plötzlich und beinahe ungezwungen zurückkehrenden guten Laune. Von Grund aus nervös und allem Komischen zugänglich, entsproß ihm aus der Alltagsbetrachtung seiner Schwester eine Fülle wirklicher Heiterkeit. Im Uebrigen aber enthielt er sich jedes Eingehens auf das Stück und begnügte sich damit, das Spiel des Gastes, den er in anderen Rollen so hoch stellte,

ziemlich scharf zu kritisiren. „Er ist doch nur groß im Genre. Das Tragische versagt ihm. Auch hält ich ihn seiner Maske nach eher für einen portugiesischen Granden aus der Bombalzeit und namentlich auch von Bombal'scher Abstammung als für einen französischen Grandseigneur gehalten.“

Einen Augenblick später erhob man sich und kehrte gemeinschaftlich in das Petöfy'sche Palais zurück, wo der Thee wie gewöhnlich im Zimmer der alten Gräfin genommen werden sollte. Fehler wartete schon der Heimkehrenden und empfing die Gräfin mit einem Scherzworte.

„Rückfall in alte Thorheiten,“ erwiderte diese nicht ganz frei von Verlegenheit. „Und wissen Sie, Fehler, womit mein Bruder mein Gewissen zu beschwichtigen gesucht hat? Mit dem sakrilegischen Satz: ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.“

„Es kommt auf den Pfarrer an,“ entgegnete der Viguorianer und nahm gut gelaunt und unter Verneigung gegen Graf Adam seinen Platz am Tisch, auf den eben die Couverts gelegt und die Gläser gestellt wurden.

Das sich entspinrende Gespräch behandelte natürlich den Herzog von Chevreuse, und Egon kam in die peinliche Lage, den Inhalt des Stückes vor Fehler skizziren zu müssen. Er that es aber in guter Haltung, und auch Franziska, die sich wieder zurecht gefunden hatte, blieb ansehnend unbefangen.

Es war nur Claret aufgestellt worden, und Egon, seit lange daran gewöhnt, im Salon der Tante den Wirth zu machen, nahm eben eine der Flaschen, um selber den Kork zu ziehen. Es gelang ihm aber, wie der Zufall eben sein Spiel treibt, nicht ohne Kraftanstrengung, und als er die Flasche wieder niederlegte, sah die Tante, daß er an dem Ringfinger der linken Hand blutete.

„Was hast Du?“ fragte die Gräfin.

Und es stellte sich nun heraus, daß ein kleines, dünnes Ringelchen, das er halb versteckt unter einem großen Türkisringe trug, in Folge der Anstrengung zerbrochen und mit einer seiner Spitzen ihm in das Fleisch eingedrungen war. Er zog das Ringelchen ab und schob es, so gut es ging, auf den Ringfinger der andern Hand, der Oheim aber erkannte sofort, daß es der kleine Ring mit dem Emaille-bergiftmeinnicht war, der damals in Franziska's Zimmer an dem Schmuckständchen gehangen und ihn um seiner Einfachheit willen so sehr frappirt hatte.

„Wie Du nur blutest,“ sagte er, während er noch immer auf den Ring sah. „Und solch' Ringelchen! Man sollte nicht glauben, daß es so tief verletzen könne. Wo stammt es nur her? Alles in Allem kann es weder aus den Kronjuwelen der Petöfys noch aus denen der Aspergs kommen.“

„Ich trag' ihn noch von der École militaire her,“ stotterte Egon. „Es war unser Verbindungszeichen.“

„Ah, Verbindungszeichen. Wohl, wohl; das gewöhnliche Loos der Ringe. Nun, hoffentlich nichts Hochverrätherisches. Unter allen Umständen aber nehmet euch in Acht, ihr jungen Leute. Wir sind noch nicht so heraus aus der alten Zeit, als Manche

glauben; es findet sich immer noch 'mal ein Spizel, der uns auf die Finger sieht.“

Und damit kehrte das Gespräch auf allerlei Theaterdinge zurück.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Er sah nun klar, und nur in dem Einen sah er nicht klar, was zu thun sei. Sollte er sich den lächerlichen Herzog zum Muster nehmen, über den Judith in ihrem einfachen Ausdruck: „Ich find' es aber doch übertrieben,“ erbarmungslos zu Gericht gefessen hatte? Nein, es ging nicht. Und überhaupt, was war denn geschehen? Es war nur geschehen, was geschehen mußte. War er nicht allezeit so stolz gewesen auf seine Kenntniß von Welt und Menschen, vor Allem auch auf sein Freisein von Vorurtheilen in dem, was er den natürlichen Gang der Dinge nannte? Was gab ihm jetzt ein Recht zu der Annahme, daß ihm zuliebe dieser natürliche Gang der Dinge sich in sein Gegentheil verkehren werde?

In solche Betrachtungen vertieft, die beständig zu Selbstanklagen wurden, schritt er, als er von Schwester Judith in den andern Flügel zurückgekehrt war, auf dem Teppich seines Zimmers auf und ab. Er öffnete das Fenster und sah, während ein gedämpfter Lärm von der innern Stadt her herüber scholl, auf die stille Straße hinunter. Ein offener Wagen, in dem ein junges Paar saß, rollte vorüber, und das Licht der Gaslaterne fiel auf eine zarte Gestalt, Mädchen oder Frau, die sich müd' und glücklich an die Schulter des Geliebten lehnte.

„Sie sind jung und lieben einander. Und das ist das Natürliche. Narr, der ich war, als ich mir ein Etwas ausdachte, das halb von der Sultantin Scheherezade, aber halb auch von der heiligen Elisabeth abstammen sollte; Dame von Welt, aber auch Nonne, weiblicher Esprit fort, aber in Klausur. Im Einfachsten hab' ich mich verrechnet. . . Es gibt wohl Vögelchen, die winterlang das Bauer nicht verlassen und nicht fortfliegen, auch wenn ihre Gefängnisthür offen steht. Gewiß. Aber wenn der Frühling gekommen ist und es draußen lockt und ruft, dann regt sich's doch immer wieder hier, dann steigt der Hang und Drang im Herzen, und frei sein in der Luft hoch oben und sich jagen und schwingen und zwitschern, das ist dann mehr. Ich wußt' es wohl, aber ich vergaß es, weil ich's vergessen wollte.“

So sprach er vor sich hin und trat dann vom Fenster her wieder an seinen Arbeitstisch zurück, auf dem in geschuittem Rahmen eine Photographie Franziska's stand. Er nahm sie von der kleinen Staffelei. „Das war damals, als wir in Riva waren; ich entfinne mich noch des Tages. Und wie klug und ruhig sie mich anblickt!“

„Aber darf sie's nicht?“ unterbrach er sich plötzlich, und unter ihrem ruhigen Blicke schien ihm selber etwas wie Ruhe wiederzukommen. „Was weiß ich am Ende? Was hab' ich in Händen? Ich habe nichts als den Ring, auf den hin ich den Schwiegerohn des alten Brabantio spielen könnte. Soll ich's? Soll ich aus der Taschentuch- eine Ringszene machen

und ihr statt des entsehligen ‚the handkerchief‘ das etwas besser klingende ‚the ring, the ring‘ zurufen? Es gibt hundert Ringe, hunderttausend, und der Boden, auf dem ich steh‘, ist recht eigentlich der Fruchtboden aller bösen Einbildungen.“

Und so fuhr er fort, seinen Verdacht geflissentlich einflüßend, Alles, was ihm eben noch als Beweis gegolten hatte, wieder wegzubeweisen.

In aller Frühe war er auf und fand sich pünktlich um neun Uhr beim Frühstück ein; aber Franziska fehlte noch und statt ihrer erschien Hannah und meldete: die Gräfin ließe sich entschuldigen, auch für den Tag; aber zum Thee werde sie drüben bei Gräfin Judith sein und hoffe den Grafen dort zu treffen.

„Was ist es, Hannah?“

„Ein Fieber. Sie hat kein Auge zugethan.“

„Ein Fieber. Ist das Alles? Ich finde die Gräfin seit kurzem so verändert. Was meinst Du?“

„Verändert? Vielleicht . . . Ich weiß es nicht.“

„Ich weiß es nicht,“ wiederholte der Graf, als Hannah gegangen war. Und damit brach Alles, was er am Abend vorher mühsam von sich wegbewiesen hatte, wieder über ihn herein und ließ sein ganzes Trostgebäude zusammenstürzen. „Ich weiß es nicht . . . Wahrlich, es klang fast, als ob ich Franziska selber fragen sollte. Soll ich es? Sie würde sich mir unterwerfen und nichts leugnen und ihre Schuld auf sich nehmen. Ihre Schuld? Schuld, Schuld! Daß das häßlich anmaßliche Wort mir immer wieder auf die Lippe tritt, daß ich es nur zu denken wage! Hab‘ ich ihr nicht selber im Voraus den Ablaszettel in die Hand gegeben? Bin ich nicht das Kind, das etwas wieder haben will, das es zuvor weggeschenkt hat? Bin ich nicht der Gläubiger, der bis ultimo garantirt hat und am dritten Tag Zahlung verlangt? Und wenn ich den Ausgang aus dem Wirrsal nicht finden kann oder wenigstens nicht den, der in's Lichte führt, wer ist schuld? Wer? Ich, ich allein. An mir ist es, die Konsequenzen eines falschen Exempels auf mich zu nehmen, und ich will es und werd' es.“

Und nach einer Weile fuhr er ruhiger fort: „Eine der lästigsten Erscheinungen in Leben und Gesellschaft ist mir immer der Störenfried gewesen; ich mag seine Rolle nicht spielen. Und zudem, was ist der Einzelne? Nichts. Und nun gar der Einzelne, wenn er gelebt hat und seine Tage hinter ihm liegen. Es kann auch ein Glück sein, ja, ein letztes und höchstes Glück, dem Glück Anderer die Wege zu bereiten.“

Er rief Andras, ließ sich ankleiden und ging in die Stadt, um inmitten ihres bunten Treibens den Tag zu verbringen. Er freute sich an Allem und war in der Stimmung wie Jemand, der aus einer schönen Segend scheidet und im Abschiede sich das Bild derselben noch einmal fest und warm in's Herz prägen will. Er sah in Sankt Stephan hinein, wo man eben ein Hochamt celebrierte, ging dann den Kohlmarkt hinunter und trat in die Kirche der Augustiner, zu der das Haus Petöfy von alter Zeit her hielt. Ein paar Lichter brannten, ein Wispern und Murmeln ging, und er sah still auf die Stelle vor dem Altar und gedachte des Tages, an dem er das letzte Mal hier gestanden hatte. Dann verließ er

die Kirche wieder, nahm sein Diner, las eine Zeitung und vergnügte sich eine Weile vor der „Burg“, wo die Vorstellung eben begonnen haben mußte. Dann aber ging er wieder auf sein Palais zu, denn die Stunde war nahe, wo man sich bei Schwester Judith zu versammeln pflegte.

Wirklich, Franziska war da. Sie saß neben Fesler und plauderte mit ihm in jenem neckischen Tone, der von ihrer ersten Begegnung an zwischen ihnen beibehalten war und namentlich dem Vater ein ersichtliches Behagen weckte. Graf Pejevics war ebenfalls zugegen, Egon aber fehlte, was Fesler veranlaßte, nach dem „Jüngstverwundeten der kaiserlichen Armee“ zu fragen, aber zugleich auch nach dem „mitlädirten Inculpanten, dem kleinen Ringe“, — Fragen, an die sich dann wie von selbst ein Ring- und Ringinschriftengespräch angeschlossen, zu dem Jeder nach Kräften, am meisten aber Graf Pejevics beisteuerte, der ein Numismatiker war und durch allerlei Kuriositäten und Niedlichkeiten überraschte. Nur Fesler hatte geschwiegen, bis er zuletzt, nach seiner Lieblingsdevise befragt, unter Lächeln bemerkte, daß es sonderbarerweise der Ring- oder Petschaftspruch eines Protestanten sei, der ihm unter Allem, was er auf diesem Gebiete kenne, den nachhaltigsten Eindruck gemacht habe.

„Eines Protestanten?“ fragte Judith neugierig. „Wessen?“

„Thomas Carlyle's.“

„Und der Spruch selbst?“

„Entsage!“

Niemand antwortete. Nur Franziska sagte: „Wie schön!“

Eine momentane Stille folgte.

„Kannst Du's?“ fragte der alte Graf leise, während sich das wieder lebhafter werdende Gespräch der Anderen einem neuen Thema zuwandte.

Sie sah eine Weile vor sich hin. Dann aber hob sie das Auge wieder still und ruhig und sah ihn an, und etwas wie Wehmuth und Bitte lag in ihrem Blick.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Er war durch diesen Blick entwaffnet, zugleich in seinem Herzen bewegt und nahm Franziska's Hand und küßte sie, dann rasch aufbrechend sprach er von Briefen, die noch zu schreiben seien, und ging in den andern Flügel hinüber. Hier nahm er an seinem Schreibtisch Platz, erhob sich aber bald wieder, um auf und ab schreitend erst ruhiger in seinem Gemüthe zu werden.

„Es war ein Bekenntniß, wie sie mich so ansah und mich mit ihren klugen Augen ihr zu verzeihen bat. Aber was soll ich ihr verzeihen? Was ist zu verzeihen? Nichts. Ich hatte mir, während ich sie beständig warnte, das Leben nicht als Märchen zu nehmen, doch meinerseits ein Märchen ausgedacht, und ihr guter Wille, mir zu Willen zu sein, bestärkte mich über all' meine Weisheit hinaus in dem Glauben an eine Märchenmöglichkeit. Ja, ihr guter Wille, mir zu Willen zu sein! Das war es; sie hat mich einfach verwöhnt. Hätte sie mir von Anfang an gesagt: ‚Aber Eines muß sein, Petöfy, darauf dring‘

ich; wir bleiben in Wien, unter Menschen, und ich vergrabe mich nicht in eine Schloßeinsamkeit; ich muß Verehrer und Anbeter um mich haben, die mir schöne Dinge sagen und die mich heut in das Konzert und morgen in die Oper begleiten, — ja, hätte sie sich von Anfang an auf solch' freien und allerfreiesten Ton gestellt, auf einen Gesellschafts- und Lebensfuß, auf den sie sich stellen durfte, so hätte mir ihre Planderei genügt, und die gesunde Luft ihres Bousens und der Sonnenschein ihrer ewig guten Laune wären mein Glück gewesen. Das war es, was ich damals in Oeslau wollte. Statt dessen hatte sie's besser mit mir im Sinn. Wohl, ich wäre glücklicher geworden, wenn sie dieß Bessere nie gewollt und, statt auf ihr Recht und ihre Freiheit zu verzichten, sich umgekehrt von Anfang an auf ihr Recht und ihre Freiheit gestellt hätte. Gewiß, gewiß. Aber soll ich den Enttäuschten spielen, bloß weil sie sich freiwillig höher eingeschätzt hat, als ihr Vermögen war?!"

Er stellte sich vor den Kamin und warf ein Scheit in die halb erloschene Flamme. „Mein Kalkül war falsch, und Judith hatte Recht. Das ist Alles. Es thut nie gut, sich in künstliche Situationen hineinzubegeben und sich auszurechnen, wie's kommen müsse. Die Rechnung stimmt nie. Wir kennen uns nie ganz aus und über Nacht sind wir Andere geworden, schlechter oder besser. Schlimm, wenn wir uns schlechter vorfinden, aber oft schlimmer noch, wenn besser. Es gibt dann ein Wirrsal, draus kein Entrinnen ist, und daß wir, sie wie ich, das Leben ernsthafter zu nehmen anfangen, als es geplant war, das entscheidet nun über mich und vielleicht auch über sie.“

Von der Flamme fort sah er jetzt in die Höhe, wo dicht über dem Kamin und mit dem breiten Goldrahmen die Kaminkonsole berührend ein Bild hing, sein Bild, im Attila und das Ordensband über der Brust. Typisch der Kavaliere. Und er lächelte. „Ja, was ich wollte, war eine Kavalierslaune, von der ich schließlich einsehen muß, daß sie nicht der Schlüssel war, der überall hin schließt. Aber für das, was ich noch vorhabe, was noch zu thun übrig bleibt, dafür paßt sie; nur nicht Umkehr oder die Blame der Unkonsequenz, und wenn es von alter Zeit her als ein Höchstes gegolten hat, Anderen zuliebe zu leben, so kann es unmöglich ein Niedriges sein, demselben auch von der andern Seite her beikommen oder es auf dem bekannten Wege der Verneinung erreichen zu wollen. Auf den Zweck kommt es an, der entscheidet, der heiligt. Alter Grundsatz der Kirche. Wie sich wohl Fehler dazu stellen wird?“

Er setzte sich jetzt nieder und schrieb eine Stunde lang, anscheinend Geschäftliches, das er schließlich unterriegelte. Dann nahm er einen Briefbogen, warf rasch einige Zeilen hin, überflog noch einmal den Inhalt und verschloß beide Schriftstücke.

Den andern Morgen war er früher als gewöhnlich auf und klingelte. „Bringe das Frühstück, Andras. In einer Stunde will ich ausreiten.“

Im Palais war Alles noch still, als der Graf sich in den Sattel hob und zunächst über den Josephsplatz auf den Kärnthnerring und die Schwarzenbergbrücke zuritt. Andras folgte. Das Gehäus der

Salesnergasse, darin Franziska gewohnt hatte, lag in einem grauen Novembernebel; er sah hinauf, aber die Fenster der oberen Etage waren unerkennbar. „Ich soll es nicht sehen. Alles hat seine Bedeutung.“ Auf dem Heumarkt, am Fluß und seiner Brücke hin herrschte schon das lebhaft Treiben, das hier allmorgendlich anzutreffen ist, aber es hatte nichts von seiner gewohnten Buntheit, und die Gestalten schoben sich wie Schatten aneinander vorüber. „Ist es doch, als ob es ein Unterweltsjahrmarkt wär'. Und hätte doch mein altes Wien gerne noch 'mal in Lust und Farbe gesehen.“

An der Tegethoffbrücke bog er wieder ein und lenkte sein Pferd am Stadtpark hin auf die große Franz-Josephskaserne zu, die grau verschleiert wie eine Wolkenburg da stand. Vom Kasernenhofe her klangen Trommeln und Hörner, aber dumpf wie Nothsignale.

So ritt er durch die Leopoldstadt bis in den Prater.

Als er draußen war, fiel der Nebel so stark, daß es sich einen Augenblick anließ, als ob die Sonne hervorkommen wolle. Doch es blieb bei dem guten Willen und nur der Blick in die Landschaft war frei geworden. Er ritt an Plägen vorbei, daran sich hundert Erinnerungen für ihn knüpften, bis er zuletzt auf eine künstlich aufgeworfene Höhe gekommen war, von der aus man einen Wiesengrund über sah, eine Niederung mit Tümpeln und Wasserlachen und ein paar schmalen Sandstreifen dazwischen. Eine der Lachen hatte Zufluß aus einem Graben und das Wasser stieg in Folge davon so rasch, daß es nicht bloß die Sandstreifen, sondern zugleich auch eine hier eingensetzte zahlreiche Kolonie von Feldmäusen mit Ueberchwemmung und Untergang bedrohte. Zu hundert und aber hundert kamen sie von links und rechts her aus ihren Löchern hervor, um sich auf eine höher gelegene Stelle hin zu retten. Aber kaum daß sie sich hier gesammelt hatten, so schoß auch schon von einer daneben stehenden und in ihrer ganzen obern Hälfte mit Nestern überdeckten Pappel allerlei Krähenvolk auf die geflüchteten Mäuse nieder und fuhr mit ihnen als gute Beute davon.

Der alte Graf hatte sein Pferd angehalten, um dem sonderbaren Schauspiel zuzusehen. „Ueberall dasselbe: keine Flucht vor dem, was einmal beschloßen.“

Er ritt weiter in den Prater hinein und eine halbe Stunde später an dem Liechtenstein'schen Garten vorüber heimwärts auf sein Palais zu.

Es war elf Uhr, als er hier wieder eintraf und das Pferd abgab. Er sprach mit dem Thürhüter, der wie gewöhnlich am Eingang in das Vestibül stand, und erkundigte sich, ob die großen Topfgewächse schon angekommen seien.

„Alles da.“

„Gut. Aber ich will es doch sehen. Komm'. Oder nein, bleib'; Andras soll mich begleiten.“

Und er stieg in den oberen Stock hinauf, in dem für das heute stattfindende Fest Alles bereits in Geschäftigkeit war.

„Es wird Niemand erscheinen,“ sprach er vor sich hin. „Aber ich will die Stelle doch sehen, wo

Graf und Gräfin Petöfy die Saison eröffnen und ihren ersten Ball geben wollten. Und will mir auch die Palmen und sogar die Lebensbäume betrachten, die nun wohl eine Woche lang im Hause bleiben und mir dann von hier aus bei den Augustinern ihren letzten Liebesdienst leisten werden.“

Unter diesem Selbstgespräche war er eingetreten und sah auf den ersten Blick und mit besonderer Befriedigung, daß Aufstellung und Anordnung genau so waren, wie letzten Winter, als Franziska zum ersten Male hier erschien. Auch die grüne Nische war wieder arrangirt, in der er damals, als die Nachricht von Gablenz' Tode kam, mit Egon und Graf Coronini geseßen und des jungen Rittmeisters unliebsame Bemerkungen so scharf zurückgewiesen hatte. Jedes seiner eigenen Worte kam ihm wieder in Erinnerung, und er lächelte: „War es eine Vorahnung? Jedenfalls ist es mir lieb, damals nicht anders gesprochen zu haben.“

Er ging vom Saal her den langen Korridor hinunter. Als er die Zimmerreihe passirte, darin Franziska jetzt wohnte, traf er Hannah.

„Ist die Gräfin zu Haus?“

„Nein. Oben fort; sie braucht noch Einiges für den Abend.“

„Es ist gut so. Wenn Du sie siehst, sag' ihr, daß ich nach ihr gefragt. Aber vergiß es nicht.“

Er gab ihr die Hand, was ihr auffiel. Dann ging er auf sein Zimmer zu, darin Andras eben das Fenster schloß.

„Ich bin für Niemand zu sprechen, Andras. Für Niemand. Und diesen Brief gib an die Gräfin, wenn sie zurück ist. Und nun geh'. Ich will allein sein.“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Eine Woche darnach, nachdem seitens der Kirche sein gewaltsamer Tod auf einen Anfall von Melancholie gebentet worden war, war Todtenfeier bei den Augustinern, und das Wappen der Petöfys stand zu Häupten des Katafalks, darüber die schwarze Sammetdecke mit dem Silberkreuz ausgebreitet lag. Im Halbkreis um den Altar her aber saßen außer den nächsten Angehörigen auch entferntere Leidtragende der Familien Asperg und Gundolskirchen, während das ganze Schiff der Kirche von Uniformen bligte. Daneben viel Volks. Denn der Heimgegangene hatte die Werke der Barmherzigkeit allezeit geübt und war ein Christ in seinem Thun gewesen, wie sehr es sein Wort auch bestritten haben mochte. Viele waren selbstverständlich nur aus Neugier gekommen und erzählten im Flüstertone, was sie von seinem Tode gehört hatten: er habe zurückgelehnt in seinem Schreibstuhl geseßen, auf den ersten Blick ohne Zeichen äußerer Verlegung oder überhaupt dessen, was geschehen sei, denn er habe sich nach innen hin verblutet. Auch über das, was seinen Tod verschuldet, wurde gemuthmaßt: es habe sich um ein Hofamt gehandelt, das eben vacant geworden und in früherer Zeit immer bei den Petöfys gewesen sei, der Kaiser aber hab' es nicht gewollt, entweder wegen der jungen Gräfin oder noch von Neunundvierzig und der Revolution her. Und das habe der alte

Graf nicht verwinden können. So ging das Gespräch. Alles schwieg aber vom selben Augenblick an, wo Vater Fesler vor dem Altar erschien und mit der ihm eigenen und beinahe kirchenfürstlichen Würde die Celebrirung des Todtenamtes begann. Die Responsorien klangen und die Herzen auf den mit Flor umwundenen Leuchtern brannten dunkler noch als gewöhnlich in dem über ihnen liegenden Weihrauchgewölk.

Eine Stunde später leerte sich die Kirche wieder, und die Dienerschaften des Grafen trugen den Sarg zu vorläufiger Unterkunft in eine der Seitenkapellen.

Es war zu verhältnismäßig früher Stunde, daß die Feier stattgefunden hatte; die nächsten Leidtragenden kehrten in das Palais Petöfy zur Gräfin Judith zurück, während die junge Gräfin ohne Säumen nach Schloß Arpa hin aufbrach, in dessen Gruftkapelle der alte Graf am drittfolgenden Tage beigesetzt werden sollte.

Die Fahrt währte nur wenige Stunden, und die verschleierte Nachmittagssonne stand noch über den Bergen, als Franziska bei Nagy-Basar den Schnellzug verließ und unmittelbar darnach das Schiff bestieg.

Ein Jeder an Bord wußte von dem Tode des Grafen, und die Flagge wehte von Halbmast.

Als das Schiff an der Landungsbrücke von Szegenthaza angelegt hatte, war die Sonne schon gesunken, und Franziska nahm allein Platz in dem ihrer harrenden Wagen. Ach, wie verändert Alles seit jenem Julitage, wo sie hier zum ersten Male, den blauen Himmel über sich, über die sonnige Fläche hingeflogen war. Auf den Feldern standen heut überall Tümpel und Lachen, und durch den aufgeweichten Boden hin ging es langsam und oft im Schritt auf das Schloß zu, dessen Umrisse sich im Nebel und Zwielficht kaum noch erkennen ließen. Alles war öde und abgestorben, und nichts als ein Nest von gelbem Laube hing noch an den Bäumen, die hie und da neben dem Wege standen. Dabei tiefe Stille, nur dann und wann unterbrochen, wenn ein paar Krähen aufflogen.

Und nun hatte der Wagen den Punkt erreicht, wo der Weg in Schlingellinie bergan zu steigen begann. Als sie bis zu halber Höhe hinauf waren, hielt ihr Gefährt, und Franziska sah, als sie sich vorbeugte, daß man nicht weiter konnte, weil ein schwerer, ebenfalls bergan fahrender Lastwagen die Passage so gut wie gesperrt hielt.

„Was ist es?“ fragte sie den Kutscher, als das Gezänk mit dem Vordermann einen Augenblick schwieg.

„Es Blocke, Gräfin gnädigste,“ antwortete der Kutscher und rief dem Andern zu, daß er links bis an den Rand hin ausbiegen und die Felsen- oder Innenseite freigeben solle. Mühsam geschah es, und einen Augenblick später fuhr Franziska dicht an dem Wagen und seiner mit einem schwarzen Segeltuch überdeckten Last vorüber.

*

Im Schlosse fand sie's wohllicher, als sie zu hoffen gewagt hatte; den zweiten Tag, wie verabredet, kam Gräfin Judith und am dritten Tage stand der letzte Petöfy vor dem Altar unten in der Gruftkapelle. Die Ceremonie wiederholte sich hier wie bei den Augustinern, nur mit dem Unterschiede, daß

statt des stattlichen Fesler der kleine Pfarrer von Szegenhaza die Todtenmesse las und an Stelle der vornehmen Welt nur Dienerschaften und Tagelöhner um den Altar mit dem großen, verblakten Marienbilde her versammelt waren. In Front aber saßen die beiden Gräfinnen selbst, den Blick auf den mit neuen Kränzen geschmückten Sarg gerichtet. Auch Hannah war in einem fast bis an's Kinn reichenden Trauerkleide anwesend und sah ernst und theilnahmvoll vor sich hin, immer aber, wenn wieder unverständliche lateinische Sätze gesprochen und das Weihrauchfaß geschwenkt wurde, lag etwas wie Verdrießlichkeit und Ueberhebung auf ihrem Gesicht. Endlich schloß die Feier, Alles kehrte zu seinem Tagewerk zurück, und nur die Glocken oben klangen noch über Land und See hin.

Es waren aber wieder zwei, die geläutet wurden.

Franziska hatte sich bald darnach in ihre Zimmer zurückgezogen und blickte, nachdem sie lange vergeblich sich zu beschäftigen und in einem Andachtsbuche zu lesen versucht hatte, zu der Nische mit dem Walbachin hinauf, von woher ihr das Christkind den kleinen Arm entgegenstreckte. Sie nahm den daran hängenden Rosenkranz und ließ die Perlen desselben eine nach der andern durch ihre Finger gleiten. Da war es ihr, als ob hinter ihr die Thür ging, und Hannah's ansichtig werdend, steckte sie, wie von einer leisen Verlegenheit erfaßt, den Rosenkranz in den Gürtel, in der Hoffnung, daß seine Perlen auf dem schwarzen Kleide vielleicht weniger sichtbar sein würden.

Aber Hannah sah es doch und sagte: „Laß nur. Ich hab' es mir lange gedacht. Es kommt nun doch so.“

„Vielleicht. Aber denke Dich in meine Lage. Kannst Du mir böse sein?“

Hannah schüttelte den Kopf.

„Du bist mir also nicht böse. Nun, das ist gut, aber es ist mir nicht genug. Ich will auch Deine Guttheilung. Und wenn Du mir die nicht geben kannst, so will ich wenigstens, daß Du sagst: Ich glaube selbst, es geht nicht anders.“

„Sieh“, fuhr Franziska fort, als Hannah immer noch schwieg, „Du bist so geschickt und mußt einsehen, daß Alles sein Gesek und seine natürliche Folge hat. Ich bin nun Gräfin Petöfy, ja, seitdem ich dieß schwarze Kleid trage, mehr als vorher. Es war nicht nöthig, daß ich's wurde; vielleicht wär' es besser gewesen, ich wurd' es nicht. Aber ich bin es jetzt und kann den Schritt nicht rückwärts thun. Dieß Schloß ist mein und sein Besitzantritt, wie Du weißt, an keine Bedingung geknüpft; ich hab' es zu freiem Eigenthum. Also wieder 'mal eine „Freiheit“ wirst Du sagen. Aber diese Freiheit wenigstens will ich zu gebrauchen verstehen, und nur das soll geschehen, was mir ziemt.“

„Und glaubst Du wirklich, daß Dir als Erstes geziemt, einen Rosenkranz, wenn auch verschämt, an Deinen Gürtel zu stecken?“

„Ja, Hannah. Ich will nun Pflichten leben. Es soll dieß nicht bloß mein Wittthum, es soll auch mein Wirkungskreis sein, und ich kann hier nicht wirken als eine Fremde. Was dieser Leute Sinnen

und Trachten ausmacht, muß auch mein Sinnen und Trachten ausmachen; wir müssen Eins sein in diesen Dingen, sonst geht es nicht.“

Hannah antwortete nicht.

„Sprich. Was denkst Du?“

„Was ich denke? Nun, Franziska, Gräfin, da Du's durchaus wissen willst, was ich denke, so will ich Dir's auch sagen. Ich dent' an meinen Vater selig, den ich eines Abends, als er dachte, ich schlief schon, in seinem Halbplatt zu meiner Mutter sagen hörte: „Hör, Dlling, mit uns' oll Paster Franzen is dat nich veel. Hüt is he so un morjen is he so. Und als meine Mutter nun widersprach und zum Guten reden wollte, da wurd' er ärgerlich und sagte: „Nei, nei, Mutter, bis still; dat versteihst Du nich; id awer, id kenn' en. Un wenn morjen de Franzos o'r de Ruff' kummt un uns vörpriefstern deht, „mit uns' Herrn Christus wihr dat man nix un de heil'ge Niklas de wihr Ollens“, denn priestert oll Franzen übermorgen: „un de heil'ge Niklas is Ollens“. Und sieh', Franziska, das hast Du von Deinem Vater selig geerbt. Aber ich will nicht, daß sich meiner im Grabe umdreht. I, da ging' ich ja lieber bis an der Welt Ende . . . Weiß wohl, Manchem is es bloß wenig. Aber Manchem is es auch viel.“

„Und so willst Du fort?“

„Nein. Ich hab' Dich nun 'mal in mein Herz geschlossen, und weil ich Dich liebe, bleib' ich. Aber bei meinem lutherischen Katechismus bleib' ich auch.“

Am andern Morgen trafen sich die beiden Gräfinnen, und Gräfin Judith erzählte, sie habe Fesler um seinen Besuch auf Schloß Arpa gebeten, in der Voraussetzung, daß Franziska diesen Schritt billigen werde.

Franziska küßte die Hand der alten Gräfin und sagte: „Nie werd' ich Schritte mißbilligen, die Gräfin Judith gethan hat oder zu thun für gut findet.“

Beide Damen sprachen dann noch über Vieles, was zu regeln und anzuordnen sei, zuletzt aber sagte Judith: „Ich stimme dem zu, meine liebe Franziska, daß Du Dich zurückziehen und der Betrachtung und den guten Werken leben willst. Aber Du bist noch jung, und der Zug in die Welt hinein ist mächtig. Und so dent' ich denn, wir rechnen vorläufig noch mit der Welt, die so vielen Zauber hat. Ich habe Dein Vertrauen gewonnen, fast Deine Beichte; jede Scheidewand zwischen uns ist gefallen, und unser Fühlen und Denken gehört einander. Ist es nicht so? Nun denn, so gestatte mir schon heute die Frage: Wirst Du Egon Deine Hand reichen?“

„Ich wünsche, daß er sie nicht fordert, aber wenn er sie fordert: nein.“

„Es klingt etwas Herbes in Deiner Antwort. Verdient er es?“

„Nein. Aber wir sind allemal hart gegen Die, die schuld sind an unserer Schuld. Und um so härter, je schuldiger wir uns selber fählen.“

„Und wer soll Dich schützen?“

„Ich denke, sie, die schon so viele Gräfinnen Petöfy beschützt hat.“

Und sie wies auf die Nische, daraus das Bild der Maria niederblickte.

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)



Dreihzigstes Kapitel.

In einem hellen, sonnigen Novembertage ging eine junge Dame in einem einfachen, dunkelbraunen Anzuge, den Schleier vorm Gesicht, mit schnellen Schritten über die Place Garibaldi in Nizza und bog in die Rue St. Francois de Paul ein, in welcher sich die Post befindet. Sie fragte nach einem Brief, poste restante, unter der Adresse Marie Werner, und verließ, nachdem ihr ein solcher eingehändigt worden war, mit derselben Eile das Gebäude, um den Blicken der zudringlichen Flaneure aller Nationen zu entgehen, welche dort herumlungern und jedes hübsche Gesicht zum Zielpunkte ihrer zudringlichen Aufmerksamkeit machen. Marie Werner verfolgte nicht denselben Weg, den sie gekommen war, sondern schritt die Kais längs des jetzt mit schäumendem Wasser angefüllten Bergstroms, des Paillon, hinter, der sich etliche hundert Schritte weiter unterhalb in's Meer stürzt. An der Mündung desselben, angesichts des Meeres, bog sie rechts über den Pont Charles Albert, passirte den Massena-Kai, den Jardin publique und gelangte in die ruhigere Rue de France. Hier schritt sie langsamer aus, um wieder zu Athem zu kommen, nahm sich auch Zeit, den Brief zu betrachten, die Aufschrift zu lesen, ohne ihn aber zu öffnen. Ein Schein von Genugthuung trat dabei in ihre Augen. Sie bog dann abermals rechts ab, in das elegante Villenviertel, in das Quartier de la Croix de Marbre, stieg die Straße langsam ein Stück hinauf und verschwand hinter dem eisernen Gitter eines Landhauses.

Ihr folgend und uns wundernd, wie die Fremdin, unsere Heldin, hieher nach Nizza kommt, erblicken wir einen rothen Flecken in dem Grün der Büsche und erkennen den braven John, der mit einem jungen Burschen in Livrée spricht, welchem er offenbar Befehle erteilt. Dieser trägt eine Stalljacke und im Hintergrunde des Hofes erblicken wir Ställe und Wagen.

Die Aufklärung über diese Veränderung bekommen wir am ehesten, wenn wir dem blonden Fräulein ein wenig über die Nase sehen, wie sie in einem großen, hellen Gemach am Fenster sitzt, das über die vorliegenden Häuser und Straßen fort die freie Aussicht hat auf das Meer und ein Stück der Riviera, bis zum Schloßberge und dem Vorgebirge Montboron.

Ohne den Hut abzunehmen, oder die Handschuhe ausziehen, öffnet Marie Werner den Brief und beginnt zu lesen:

„D., den . . . ten November 187..

„Geehrtes Fräulein!

„Ich mache von dem kostbaren Vorrechte, Ihnen schreiben zu dürfen, sehr bald schon Gebrauch, denn ich bin beunruhigt über Ihre so unerwartet schnelle Abreise von D. und möchte andertheils gern etwas hören über Ihr Befinden und das von Fräulein Wild, deren Aussehen bei unserem letzten Zusammensein, an dem Dienstag, an welchem sie mir sagte, daß die Ihren darauf beständen, sie wieder zu haben, und wir von einander Abschied nahmen, nicht so frisch war wie sonst.

„Hier befindet sich die Familie Ihretwegen in großer Aufregung. Meine Quelle ist Egon, der einzige von meinen Verwandten, leider, mit dem ich auf einem freundschaftlichen Fuß stehe. — Um offen zu sein: man glaubt, die Tante Karoline habe irgend etwas übel genommen und sei gewissermaßen in Unzufriedenheit geschieden, trotz ihrer Versicherungen des Gegentheils. Die Abreise, Entschluß und Ausführung kamen gar zu plötzlich. Man will den Grund, die Indier in ein anderes Klima versetzen zu müssen, und die dringenden Londoner Geschäftsfachen nicht gelten lassen, — um offen zu sein, ich auch nicht. — Die Familie des Onkel Konrad ist deshalb in einem Zustande der Bestürzung, den ich Ihnen nicht vorenthalten will. Ein Brief der Tante oder von Ihnen würde die Wolken zerstreuen. Der Onkel Leopold soll in einem Zustande grenzenloser Wuth sich befinden, in Folge dessen die Verwandten schlimmer anfeinden wie je und sich völlig dem Glauben hingeben, jene hätten durch allerhand Intriguen und Verleumdungen es zu Wege gebracht, daß die Tante nicht bei ihm Wohnung nahm.

„Um aufrichtig zu sein, und gegen Sie, mein hochverehrtes Fräulein, habe ich ja ein Recht hiezu, da Sie stets so freundlich zu vermitteln und Alles zum Guten zu kehren suchten — der sehr an irdischem Gut hängende Kommerzienrath hat irgendwie erfahren, daß Tante Karoline seinem älteren Bruder die nicht unbedeutenden Schulden bezahlt hat, und behauptet nun, von allen Seiten betrogen, bestohlen und hintangeseht zu sein.

„Der Onkel ist leberleidend und Geldgier ist eine fast noch schlimmere Krankheit als Hepatalgie, zum wenigsten nützt dagegen kein Karlsbader Wasser. Wäre er verständig, er könnte sich völlig begnügen mit dem,

was er besitzt, und brauchte Helene weniger zu ängstigen und zu tyrannisiren. Aber mit Kranken muß man Mitleid haben und so bitte ich, thun Sie es, wenn nicht seinetwegen, so doch seiner liebenswürdigen Tochter wegen, und veranlassen Sie die Tante, ihm ebenfalls zu schreiben.

„Auch ich leide unter dieser Abreise; ich bin kein großer Verehrer unserer Tante, möchte, offen gesagt, auch nicht in den Verdacht kommen, als ambirte ich auf ihr Vermögen, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß nur Das rechten Werth hat, was man sich selbst erwirbt, und ich verdiene mehr, als ich brauche, aber ich vermisse Sie, Fräulein Werner, und denke mit Freude und Schmerzen an die frühlichen, genussreichen mit Ihnen verlebten Abende.

„Mein eintöniges Dasein vergoldete plötzlich ein Sonnenstrahl, nun er erloschen ist, — wenn auch hoffentlich nicht für immer, das verhüte Gott! — sage ich wie Heine:

In mein gar zu dunkles Leben
Strahlte einst ein süßes Bild;
Nun das süße Bild erblühen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt!

„Heine ist ein großer Dichter und ein Pessimist, ich bin keines von beiden, ich singe auch nicht wie die Kinder im Dunkeln, sondern stürze mich der Arbeit in die Arme, aber Vergessen finde ich nicht. So ist es mir denn eine wahre Wohlthat, zu schreiben, und diese verdanke ich Ihnen. Ich bitte Sie herzlich und inständig, geben Sie mir Nachricht und dann — Sie vergaßen in der Eile Ihrer Abreise das Versprechen zu erfüllen, — senden Sie mir die Bilder, welche Sie mir freundlichst zusagten, und senden Sie sie bald!

„Ich hoffe, das Klima von Nizza wird Ihnen zusagen, und die armen braunen Sonnenkinder klappern nun nicht mehr fortwährend mit den Zähnen, ich hoffe ebenso, daß Sie gute Nachrichten von Fräulein Wild haben, und bitte mich derselben auf das Angelegentlichste zu empfehlen; sie möge mich nicht ganz vergessen in der Heimat. — Ihnen darf ich es sagen, — Sie wissen es ja, welch' einen tiefen und bleibenden Eindruck Ihre Freundin auf mein Herz gemacht hat: erst seit sie fort ist, fühle ich, was sie mir ist, und daß mein Dasein ein freudloses, ja ein elendes sein würde ohne sie. Aber ich schwieg absichtlich, denn in eine Ehe stürzt man sich nicht kopf- über, ohne sich zu kennen, wenn man diese und die Person heilig hält, die man liebt. Darum ließ ich Fräulein Wild abreisen, ohne ihr von meinen kühnen Wünschen zu sprechen, damit sie Zeit hätte, fern von mir zu überlegen und sich zu prüfen, doch in der festen Hoffnung und mit der Bitte zu Gott, sie möge wiederkehren, bald, recht bald, und mich noch mit denselben freundlichen, beseligenden Blicken betrachten, wie vormal. — Wenn sie das thut, — dann will ich sprechen, dann will ich ihr sagen, daß ich sie liebe mit allen Kräften meiner Seele, und daß mein Wohl und Weh in ihrer Hand liegt.

„Sagen Sie davon kein Wort; ist es Liebe, welche Elise für mich fühlt, dann wächst die zarte Pflanze in der Entfernung und erstarkt zu einem Baum; war es nur ein flüchtiges Gefallen, dann wird sie

verwelken und ich werde sehr, sehr unglücklich sein, aber um keinen Preis möchte ich die Entwicklung in ihrem Innern beeinflussen, denn ich habe den Mannesstolz, daß ich um meiner selbst willen und innig geliebt sein will. Sonst ist Entfugung mein Loos. Aber das verhüte Gott!

„Ich sende Ihnen und der Tante alle meine guten Wünsche und bitte Sie, Fräulein Wild von mir zu grüßen. — Ist es Ihnen möglich, mir anzugeben, in welcher Zeit ungefähr dieselbe hieher zurückzukommen gedenkt? — Was hat die Tante für Pläne, — kehrt sie mit der milden Jahreszeit nicht auch vielleicht wieder hieher zurück? Ich würde diesen Entschluß mit großer Freude begrüßen.

„Und nun behüte Sie der Himmel! Ich bitte, antworten Sie bald

Ihrem

sehr ergebenen

Rudolf Arnstein.“

Marie Werner ließ den Brief sinken, — lächelnd erst und dann nachdenklich sah sie hinaus auf das weite, leicht bewegte Meer.

„Alles liebt sich um mich her, nur ich gehe leer aus. — Welch' eine schale, undankbare Rolle, überall nichts Anderes zu sein, als die Vertraute . . . in meinen Jahren!“

Aber schon glitt ein warmer Schein über ihr freies, hübsches Gesicht und machte sie unendlich reizend.

„Er liebt sie — das ist gewiß,“ murmelte sie, „dabei ist er stolz wie ein Spanier . . . Und sie? — Welch' ein Glück! — Nun hat sie, was sie suchte, die Gute. — Glaub' ich doch wirklich, sie gäbe das ganze Geld, sie würde es in's Meer, ehe sie den langen Doktor ließe. — Was für Geschöpfe sind wir doch! . . . Wenn sie das hier liest, das gießt Del in's Feuer, aber sie soll noch warten bis heute Nachmittag nach dem Speisen, sonst rührt sie wieder nichts an, und magerer geworden ist sie ohnedem schon. — Wie Liebe zehrt!“

Sie legte Hut und Mantille ab, schloß die Thüre zu, damit man sie nicht störte, und holte die Schreibmappe. Einen Augenblick sann sie nach, dann begann sie zu schreiben:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

„Ihr Brief hat mir eine große Freude bereitet, ganz abgesehen davon, daß er mir eine angenehme Unterbrechung gewährte, denn gar zu kurzweilig ist's hier eben nicht; es läuern viel zu viel Schlangen in diesem Paradiese, als daß ein rechtschaffenes Frauenzimmer sich hier wohl fühlen könnte, welches noch dazu keine andere Stütze und Gesellschaft hat, als Ihre Tante Karoline Macduff.“

Hier lächelte die Schreiberin still in sich hinein.

„Außer vielen anderen Leuten, meine ich, enthält die hiesige Gesellschaft eine ganze Musterkarte der verschiedensten Exemplare des Auswurfs der ganzen Welt. Talmi gilt hier als echtes Gold, wenn es nur recht funkelt, ein Jeder ist, was er scheint, und nennt sich, wie er Lust hat. Es gibt hier Grafen und Fürsten, von denen man munkelt, sie seien falsche Spieler oder noch Schlimmeres, und Marquisen und Gräfinnen von den Pariser kleinen Theatern oder

aus Lerchenfeld. Sie sehen im Jardin publique, im Kasino und am Strande alle Nationen, Sprachen und Hautfarben vertreten und bemerken bald, daß sie in zwei Punkten Alle sich gleichen: ein Jeder will sich amüsiren und blenden! — Die Frauen machen exotische Toiletten, die Männer sind frech und verlegen oder verjagen jede anständige Frau durch ihre unverschämten Manieren.

„Wir wohnen hier im Fremdenviertel in einer hübschen Villa, mit einer köstlichen Aussicht auf Stadt und Meer, und der November ist hier so sonnig und belebend, wie bei Ihnen der Mai oder Juni. Und das ist ein Trost, denn außer einer täglichen Spazierfahrt haben wir keinerlei Zerstreuung.

„Sie verstehen nun, Herr Doktor, daß ich eine ungemaine Freude über Ihren Brief empfinde. Er versetzt mich in bessere Zeiten zurück oder gibt meiner Phantastie eine willkommene Anregung, mich in dieselben zu vertiefen.

„Ich will ihn nun der Reihe nach beantworten.

„Was zunächst unsere schnelle Abreise von D. anbetrifft, hier die Erklärung: Sie wissen, daß Ihre Frau Tante vor Ihrem Eintreffen geschrieben hatte, sie beabsichtigte bei beiden Brüdern zu wohnen, unter bestimmten Bedingungen, die ihre Lebensweise nothwendig machte. Ich sage Ihnen nun — aber nur für Sie allein, wie Sie ja überhaupt der Einzige von Allen sind, der weiß, daß wir uns hier befinden — im Vertrauen, daß Ihre Frau Tante einen solchen Widerwillen gegen den Herrn Kommerzienrath Leopold in der Zeit ihres Dortseins faßte, daß sie mehr und mehr entschlossen war, nicht unter sein Dach zu gehen. Wahrscheinlich in Folge davon, daß er, wie Sie sagen, Kenntniß von einem größeren Geschenk seitens der Tante an seinen Bruder erhalten hat und diesen beneidete oder beargwöhnte, begann er die gute alte Dame zu quälen, spielte den Beleidigten, bombardirte sie mit Briefen, kurzum, bestand mit Hartnäckigkeit darauf, daß diese zu ihm zöge.

„Zu gutherzig, um offen zu verlegen, aber fest entschlossen, dieses nicht zu thun, gebrauchte die Tante zuerst die Ausrede, sie habe gehört, seine Villa sei feucht, und ergriff, als er dieses mit Entrüstung als eine böswillige Verleumdung erklärte, — die Flucht. Ich hätte Ihnen gern früher eine Aufklärung gegeben, aber man hatte es mir untersagt. — Die Gründe, welche man angab, als man seinen plötzlichen Entschluß ankündigte, waren die von Ihnen in Ihrem Briefe erwähnten. — Mit dem Frieren der beiden Sonnenkinder hatte es übrigens seine Wichtigkeit, die Geschäfte aber hatten keine Eile. Ein reellerer Untergrund war wohl noch eine gewisse Unruhe, die Ihre Tante befällt, wenn sie lange an ein und demselben Orte ist, sie ist gewöhnt zu reisen.

„Aus Furcht, hauptsächlich vor dem Onkel Leopold, gaben wir Fersengeld, gaben wir an, nach London zu reisen. Unser großes Gepäck wurde wirklich dorthin expedirt und John fuhr mit bis Calais. Nachdem er auf eine höchst drollige Art den bösen Onkel, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, der Tante zu folgen und eine Erklärung von ihr zu fordern, auf eine falsche Fährte zu leiten gewußt, traf er uns in Straßburg, wohin wir gereist

waren, ohne daß der Verfolger eine Ahnung davon hatte, daß wir ihm entwischt waren. Das erfuhr er vernuthlich erst am nächsten Tage in London, denn der böse John, mit dem der Onkel, um ihn auszuforschen, nicht zu stolz war, ein Glas Wein im Hotel Maurice zu leeren, hatte den Hartnäckigen unter den Tisch getrunken und ihn dann um sieben Uhr Abends auf den Dampfer gebracht, ihn dort sicher festgestaut und in aller Stille den Rückweg angetreten.

„Er erzählte uns das mit seiner trockenen Drolligkeit, er hätte von Köln aus einen ganzen Wagen gemiethet, hinter dessen herabgelassenen Stores wir Anderen verborgen sein sollten, auch angegeben, wir blieben in dem Wagen bis zur Abfahrt des Dampfers, was um so glaubwürdiger klang, als der Schienenstrang bis unmittelbar an den Landungsplatz geht und die Passagiere zum großen Theil dort ein- oder aussteigen. Kurzum, wir waren ihn los und fuhrten in kleinen Stappen über Lyon nach Marseille, hier gab die Tante mit schwerem Herzen, begleitet von John, ihre beiden indischen Diener auf einen Dampfer der Gesellschaft Kubbatini, um sie sicher in ihre Heimat zu spediren, da sie fürchtete, daß europäische Klima könnte sie tödten. John begleitete sie bis Suez, von wo aus sie sicher waren, Landsleute auf dem Schiffe zu treffen. — Mit Empfehlungen an den Anwalt in Kalkutta gingen sie an Bord. John traf uns hier in Nizza, wo wir uns unterdessen häuslich eingerichtet haben. Wir befinden uns sogar in dem Besitze eines eigenen Fuhrwerks seitdem. Unter uns, ich sehne mich trotz Allem lebhaft nach D. zurück und ich vermüthe, der Tante geht es nicht viel besser; sie behauptet, sie könne die feuchte Luft nicht vertragen, ihre rheumatischen Leiden verschlimmerten sich, und schimpft über Theuerung und zubringliche Menschen. Sie thut das nicht mit Unrecht, denn mit unglaublicher Frechheit suchen allerhand vornehme und geringe Abenteuerer zu der indischen Millionärin zu gelangen. So hoffe ich denn bestimmt, daß sie mit dem Beginn des Frühjahrs nach D. zurückkehrt. Ich bearbeite sie ein wenig in diesem Sinne, im eigenen Interesse.

„Sehr leid thut es mir, daß sich Ihre Verwandten dieser allerdings etwas fluchtähnlichen Abreise halber allerhand Gedanken machen, ich werde dafür sorgen, daß dieselben beruhigt werden. Aus Ihren Briefen, die wir über London erhielten, klang eine derartige Besorgniß allerdings heraus, aber nicht so offenkundig, daß sie uns bis jetzt zu einer Berichtigung veranlaßt hätte; — das soll nun gleich und in der lebenswürdigsten Form nachgeholt werden, verlassen Sie sich darauf. Und nun zu dem interessantesten Theile Ihres Briefes! — Zuerst danke ich Ihnen für das Vertrauen, welches Sie mir schenken; es beglückt mich hoch und doppelt, denn ich liebe Elise zärtlich und weiß kein zweites Wesen auf der Welt, das zugleich durch seinen vortrefflichen Charakter und Herzenseigenschaften so hoch in meinen Augen stände, als sie. — Ich freue mich — nein, ich danke dem Himmel, daß Sie sie lieben, und würde trotz eines Gefühls von Eifersucht, welches nur zu natürlich ist, sehr glücklich sein, wenn sie dieses Gefühl in

gleichem Maße erwiderte. Ich darf nicht indiscret sein, Elise trägt das Herz auch nicht auf der Zunge, sie ist eine mehr innerliche Natur, aber das kann ich Ihnen verrathen, wer meine liebste Freundin erringt, der zieht das große Loos, denn ein herzigeres, edleres Geschöpf trägt die Erde nicht, und zu Ihrem Troste füge ich hinzu, — denn wenn der gestrenge Herr Doktor Heine zittren, muß es schlimm aussehen bei ihm — lichterloh! — wen Elise-Wild einmal mit den Augen der Liebe angesehen hat, den trägt sie fest im Herzen, daß seien Sie gewiß. — Dieses Herz, welches manche Prüfung erfuhr im Leben, ist so rein wie ein Spiegel und so unentweicht wie eine thaufrische Rosenknope.

„Warten Sie also getrost bis zum Frühjahr; wenn Elise erfährt, daß ich komme, wird sie sich einstellen mit der Nachtigall oder den Schwalben, und sind ihre Bekannten nicht dort, so bitte ich die Tante, sie einzuladen. Ihre Gefühle, sowie Ihre Art zu denken haben meinen vollständigen Beifall.

„Mit Elisens Gesundheit geht es gut; Sie haben Recht, Herr Doktor, sie sah zuletzt etwas blaß aus. Vielleicht lag ihr der Abschied in den Gliedern. Ich mache diese Diagnose, ohne Arzt zu sein.

„Trotzdem Sie nun vergessen haben, mir Grüße aufzutragen, was doch gewiß nicht gegen das Abkommen wäre, das Sie mit Ihrem Gewissen schlossen, werde ich in einem nächsten Briefe Elise solche übermitteln. Solche kleine Contrebande rechnet nicht und macht doch Freude.

„Ich hoffe bald wieder von Ihnen zu hören und nur Gutes.

„Die Tante läßt sich Ihnen empfehlen, Sie hält den Herrn Neffen für einen ihrer treuesten Verehrer und ahnt nichts von der Kälte seines Herzens. Ich grüße Sie ebenfalls vielfach und bin mit allen guten Wünschen

Ihre ergebene

Marie Werner.“

„P. S. Bitte, lassen Sie die Verwandten noch in dem Glauben, wir seien irgendwo in England. Ihre Tante fürchtet nämlich einen Leberfall seitens des Sommerzienrathes, wüßte der unsere Adresse.“

*

Am Nachmittage desselben Tages fuhr ein bequemer, offener Wagen langsam den Fahrweg am rechten Ufer des Paillon hinan, zwischen dem Kloster St. Pons und dem malerisch gelegenen Schlosse St. André. An einer Krümmung des Gebirgswassers, dort, wo der Paillon de St. André sich in denselben ergießt und die Straße steiler wird, stiegen die Insassen des Wagens aus und begannen zu Fuß zu gehen. Wenn ich mittheile, daß John mit hoher, weißer Halsbinde, aber in dunkler, bürgerlicher Livrée, die ihm das Aussehen eines Gentleman gab, den Wagenschlag öffnete, wird Niemand in Zweifel sein, wer dieselben waren.

Das Thal verengt sich hier und nimmt einen ernsteren, an einigen Stellen beinahe wilden Charakter an. Das alte Schloß aus dem siebenzehnten Jahrhundert schließt scheinbar dasselbe ab.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 17.

Die beiden jungen Damen blieben stehen, um zuerst den Rückblick zu genießen auf das weite blaue Meer und die malerischen Vorgebirge der Riviera, welche rechts und links in steilen Abhängen dasselbe begrenzen. Die Augen mit der Hand beschattend, genoß Elisabeth dieses herrliche Schauspiel, verfolgte sie einige Minuten lang die weißen Schwingen der Segler und einen dunklen Streifen Dampfes am Horizont und sah auf das Spiel der Brandung, die in hellen Streifen gegen die Klüfte schäumte. Ihr Blick hatte dabei etwas Sehendes, Schwermüthiges, als hätte sie Schwingen haben mögen, wie die hellen Segel dort unten, um weit, weit von hier sich hin zu verlegen; sie sah ein wenig blaß aus gegen ehemals und müder, aber eben noch so reizend, so herzwinnend.

Marie beobachtete sie aufmerksam, aber ohne Sorge, denn sie wußte, sie hatte etwas sehr Tröstendes und Belebendes für die liebende Seele in der Tasche.

„Wir werden so braun werden wie die Mulatten, wenn wir hier noch länger stehen bleiben,“ mahnte sie, „denn hier braten wir mitten in der Prallsonne.“

„Welch' wunderbarer Blick! — Ohne die Menschen wäre dieß ein Paradies,“ sprach Elisabeth ernst, sich langsam herumwendend.

„Sage mit Menschen, Lisel — das heißt, mit den rechten, mit denen, die wir lieben,“ warf Marie ein, ihren gewöhnlichen heiteren Ton anschlagend.

„Du hast ja wahre Klostergedanken.“

„Ich gestehe, — so schön es hier ist, die kahlen Hänge, die grauen Oliven und düsteren Cypressen stimmen mich traurig. Dieses Italien ist überhaupt eher ein melancholisches, als ein heiteres Land.“

„Nun, da unten am Strande und im Kasino wird diese Ansicht sicher nicht getheilt. Das liegt aber bisweilen so im Menschen . . . Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.“

„Wie verstehst Du das?“ fragte Elisabeth stehend bleibend.

„Ich meine nur so, mein Herz — es fuhr mir gerade durch den Kopf,“ antwortete Marie ausweichend und bückte sich unbefangen, um eine verspätete Blume zu pflücken.

Man gelangte langsam steigend und oftmals stehend bleibend und zurückschauend zum Schloß, fand aber dort geräuschvolle Gesellschaft, ein zugehöriges Wirthshaus und beeilte sich, es wieder zu verlassen. Eine dunkle Cypressenallee führt vom Schloß in etlichen Minuten zu einer Grotte, les écluses de St. André, eine natürliche Felsenbrücke, welche über das kleine Gebirgswasser führt, das den Stein unterwaschen und durchbrochen hat. Hier war es einsam und kühl, hier setzten sich die beiden Freundinnen neben einander auf eine Bank, schweigsam und ein wenig außer Athem.

„Welch' ein eigenes Ding es um das Dasein ist!“ begann plötzlich Elisabeth nachdenklich. „Und wie seltsam und undankbar der Mensch doch ist,“ fuhr sie nachdrücklicher fort, „daß er sich an das Gute so schnell gewöhnt und, das Glück des Augenblicks mißachtend, sich verliert in der Vergangenheit oder sich hinaus in die Zukunft träumt.“

„Eifel — Eifel! — Du kommst mir heute ganz seltsam vor,“ sprach Marie, sie von der Seite anschauend, mit einem kleinen Schelm um den rothigen Mund, während ihre Augen ernst und forschend blickten. — „Ich glaube gar, Du machst Dich noch krank mit allen Deinen Selbstquälereien. Und wenn Du dann elend bist, dann ist kein Doktor hier!...“ Elisabeth erröthete sichtlich, ihre Augenlider zuckten nervös.

„Nun, — glücklicherweise habe ich wenigstens eine Arznei für Dich . . . Hier lies, Du schwer von Gros' Pfeil Getroffene, und athme freier.“ Sie nahm Elisabeth's Hand, nickte ihr zu. — „Das lies und werde gesund!“

Sie griff in die Tasche, warf Elisabeth den Brief in den Schooß und machte sich wieder an's Blumen-suchen, obgleich hier gar keine zu sehen waren.

„O! — warum gabst Du mir ihn nicht früher?“ rief Elisabeth vorwurfsvoll, als sie die Schriftzüge erkannte.

„Du hättest voraussichtlich keinen Bissen angerührt heute Mittag und Du fällst vom Fleisch!“ rief Jene und entfernte sich immer weiter.

Hestig bewegt, mit Thränen des Glücks in den Augen saß Elisabeth da und las den Brief immer auf's Neue und küßte ihn, drückte ihn an ihr stürmisch klopfendes Herz und lispelte den Namen des Geliebten.

Was hatte sie nicht um ihn gelitten, und wer ermaß nun ihr Glück, — und ihre Sehnsucht!

Einunddreißigstes Kapitel.

Seit jenem Nachmittage war Elisabeth von einer seltsamen Unruhe beherrscht, war so verändert, daß Marie, ihre beste Freundin, sie kaum wieder erkannte. Ihre sonst so gleichmäßige, angenehme, von Menschenliebe und Heiterkeit durchwärmte Stimmung war dahin; bald weinte sie, bald lachte sie, bald gab sie sich den ausschweifendsten Besorgnissen hin, bald sang sie, hell und schmetternd wie eine Lerche im Mai.

Jenen Brief hatte sie behalten und Marie erinnerte sie natürlich mit keinem Worte an das Zurückgeben. Er war ihr Talisman, ihr größter Schatz. — „Ich glaube, ihre fünf Millionen sind ihr nicht so lieb, als das Stück Papier,“ sagte diese oftmals zu sich selbst, mit einem fast naiven Staunen, denn so oft sie auch die Liebhaberin gespielt und gesungen hatte auf den Brettern, die Liebe so unter der Lupe zu beobachten, hatte sie noch niemals Gelegenheit gehabt.

Das war ja ein wahrer Feuerbrand . . . wer hätte das geahnt! . . . Ob sie es wohl auch einmal so treiben würde, wenn ihr Stündlein schlug?

Die Korrespondenz mit dem Doktor ging jetzt lebhafter, auch hatte man gleich sehr beruhigende Briefe über London nach D. geschrieben, so daß dort Alles in Ordnung war. Der Doktor schrieb auch häufig wieder, aber niemals wieder so offen wie in seinem ersten Briefe; dagegen las man die Sehnsucht nach der Geliebten zwischen den Zeilen nur zu deutlich heraus, hiedurch wurde aber natürlicherweise auch Elisabeth's Sehnsucht jedesmal wieder

lebhaft angeregt . . . die Kernste, sie hätte Flügel haben mögen und zitterte dennoch vor einer Entscheidung.

Marie versuchte es vergeblich, sie zu zerstreuen, trotzdem sie ersfinderisch genug war, nur wenn sie von D. und vom Doktor zu sprechen begann, lebte Elisabeth auf, und wenn sie dieselbe versicherte, wenn der Doktor sie liebe, werde er sie sicherlich auch recht beurtheilen, fiel sie ihr um den Hals.

Schon jetzt aber sah die kluge Freundin, daß ein solcher Zustand auf die Dauer unhaltbar sei, daß ihre Tage in Nizza deshalb gezählt waren, hätte sie nicht ernstlich gefürchtet, daß nach einem längeren Aufenthalt in Italien ein nordischer Winter Elisabeth's Gesundheit ernstlich schaden könnte; sie würde derselben gleich zu einer Abreise nach D. gerathen haben, so aber hielt sie es für angemessen, Zeit zu gewinnen, den Januar und Februar womöglich noch auf einer Uebergangstation zu verbringen. Sie machten Ausflüge nach Mentone und San Remo, damit Elisabeth neue Eindrücke in sich aufnähme, sie fuhren selbst nach Genua und Florenz, aber überall blieben sie nur kurze Zeit, nirgends hatte die liebende Seele Ruhe.

Gegen Ende Dezember kam ein Brief vom Doktor, welcher diese ganz besonders aufregte: Jener schrieb, er sei zu dem Maler des Porträts von Fräulein Wild gegangen, um, wenn möglich, sich eine Kopie desselben zu verschaffen; man hätte ihn abschläglich beschieden, mit dem Bemerkten, die Dame heiße nicht Fräulein Wild, sie sei eine Miß Herford, es läge seinerseits entschieden hier ein Irrthum vor.

Marie erschrak, so heftig erblickte Elisabeth; — auch das noch! — Warum mußte der Doktor aber auch zu dem Maler gehen? . . . Hatte sie ihm nicht Photographieen genug gesandt von dem Gegenstande seiner Glut!

Nur schwer gelang es ihr, die Freundin zu beruhigen. Dem Doktor schrieb sie zurück, daß Alles hätte seine Richtigkeit; beim Wiedersehen würde Fräulein Wild es ihm persönlich auseinandersetzen. Schon im März glaube sie, daß dieselbe nach D. reiste, setzte die Schlaue hinzu. Es kam das Weihnachtsfest — die Tante schickte reiche Geschenke nach D. an die Verwandten, auch an den Doktor natürlich, das alte Jahr machte dem neuen Platz, man war schon ein gutes Stück im Januar, da fing Elisabeth ernstlich an zu kränkeln — die Sehnsucht zehrte an ihr, sie hatte weder Appetit noch Schlaf.

„Wenn wir uns in kleinen Stappen auf den Heimweg machen,“ dachte Marie, „vielleicht würde sie gesünder.“ An dem Eifer, mit dem Elisabeth ihren Vorschlag aufnahm, konnte sie von Neuem ermessen, wie es in derselben aussah. Nur den einen Gedanken kannte sie noch, nur den einen Wunsch!

Sie fuhren nach Marseille und von dort nach Paris. — Zu Anfang Februar kam sehr überraschend dann ein Brief an in D., worin die Tante Karoline klagte, das Klima in England sage ihr nicht zu, und anfragte, ob sie wohl noch auf einige Zeit Gastfreundschaft bei ihrem lieben Vetter Konrad genießen könnte, bevor sie für die Zukunft bestimmte

Entschlüsse faßte. — Die Antwort kann man sich denken: mit tausend Freuden hieß man sie willkommen.

Das war Mariens Werk. Schwankend zwischen Furcht und Hoffen rieb Elisabeth sich auf, diesem Zustande mußte ein Ende gemacht werden, unter jeder Bedingung. Ihre Furcht war eine Chimäre. — Außerdem wenn sie den Gegenstand ihrer Neigung sah, würde sie genesen. — Um dieß zu können, hielt sie es für passend und beredete Elisabeth dazu, noch für eine kurze Zeit ihre Komödie fortzusetzen. Wie ein Wiedersehen und Ausprechen herbeizuführen sei, das würde sich finden. — Wäre Elisabeth einfach als Elise Wild zurückgekommen ohne ihre Verwandten, es hätte schwer gehalten, von einer Annäherung den Schatten des Unpassenden abzustreifen.

Kaum war des Onkels Brief in ihren Händen, so reiste John nach London, um einen Theil der großen Bagage zurückzuholen, und kaum war er mit derselben zurück und Alles wohl vorbereitet, so brach man auf nach Deutschland.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der stille, langentbehrte Zauber eines deutschen Winters umgab mit einem Male die aus heißen Zonen Heimgekehrte, tausend Erinnerungen weckte er in dem Herzen derselben, an ihre Kinderzeit, an ihre Schuljahre und an ihre längst verstorbenen Eltern. Ihre elegisch gestimmte Seele vibrierte wunderbar, Weinen und Lachen traten in ihre Seele beim Anblick des Schnees.

Zwar waren einige Flocken schon in Nizza gefallen und in Paris sah sie Straßen und Dächer mit Reif bedeckt, dann aber kamen Wochen mit Regen und Schnee; auch auf der Reise hatte es gestürmt und geregnet. — Als sie aber jetzt in Deutschland zum ersten Male erwachte und die Gardinen zurückschob, schüttelte Frau Holle die Betten, daß es eine Freude war; wie im lustigen Tanze wirbelten die großen weißen Flocken durcheinander, es wurde Einem beinahe schwindlig, wenn man längere Zeit hinein sah in das Getreibe oder gar einzelne Flocken verfolgen wollte.

Wie oft hatte sie nicht gerade so gestanden und so geschaut in früheren Jahren, seit sie denken konnte! . . . Dieses weiße Tuch, das sich wob aus Millionen von Flocken, es deckte nun die Gräber ihrer Eltern, die sie so sehr geliebt hatten. — Lebhaft standen Beide plötzlich vor ihrer Seele, die gute, sanfte Mutter, mit ihren großen, treuen Augen und der arme, von Kummer gebeugte Vater. — O, wären sie noch am Leben, dann wüßte sie doch, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen, dann wollte sie ihnen den Rest ihres von Sorgen geplagten Daseins verschütten und hätte selbst eine sichere Stelle, wo sie ihr Haupt niederlegte.

„Du wirst Dich erkälten,“ mahnte Marie, noch ein wenig verschlafen, von ihrem Lager aus.

Elisabeth hing sich ein warmes Tuch um und schaute wieder hinab auf den verschneiten Hof und Garten, auf die von der weißen Last herabgebogenen

Zweige der Bäume und auf die Dächer, auf welchen die frohen Späßen sich lärmend im Schnee tummelten.

Dort unten, auf dem Rasen, der jetzt bedeckt war vom Winterrinne, hatte sie neben ihm gestanden, dort hatte Rudolph seinen Arm um sie geschlungen und sie zum Tanze geführt. Dort war sie so glücklich gewesen für wenige kurze Stunden! . . . Jetzt wußte sie, daß er liebte, aber nicht sie, die falsche Tante, die falsche Miß Herford, die ehemalige Schauspielerin Lisa Lutz, — sondern ein Fräulein Wild, die gar nicht existirte. — O, wie schwer sie litt unter diesen Gedanken!

„Hab' ich Dir nicht gesagt, Du würdest Dich erkälten, Leichtsinrige,“ sprach Marie, welche leise zu ihr getreten war. „Du schauerst . . . Du wirst Dich krank machen und dann muß der Doktor kommen. — Alons, in's Bett!“

„O, laß mich noch ein wenig, — es wird mir nicht schaden,“ bat Elisabeth.

„Da sieh' — das ist ein Wetter für Solche da, aber nicht für indische Tanten,“ scherzte Marie und deutete hinab, wo eben die Stallthüre aufging und der Lieutenant mit seinem Affenpintischer heraus trat. — Sie nahm sie beim Arm, zog sie fort und deckte sie warm zu.

„Ich habe nämlich einen Plan,“ fuhr sie fort, „den würdest Du mir verderben, wenn Du Dir den Schnupfen holtest. — Mein Vorschlag wird Dir gewiß gefallen, ich möchte nämlich einmal im Schlitten fahren.“

„O ja — im Schlitten!“ rief Elisabeth freudig einstimmend.

„Bleib' ruhig liegen und höre zu . . . John läßt Niemanden herein, — Du bist angegriffen von der Reise, arme Tante. Derweilen schmuggle ich Dich hinunter und wir machen verschleiert eine lustige Fahrt mit einander, fahren auch beim Doktor seinem Hause vorbei.“

„O Marie, führe mich nicht in Versuchung!“

„Thue mir nur den einzigen Gefallen und falle nicht zu guter Letzt noch aus der Rolle. Du weißt doch, was Lewiski in Wien uns stets predigte: die Kunst, der Effekt muß sich steigern bis zu Ende, der Darsteller muß immer größer werden, wachsen — förmlich hinauwwachsen aus der Rolle gegen den Schluß hin, damit das Publikum immer mehr illusionirt und fortgerissen wird und am Ende ein lebhaftes Bedauern empfindet, wenn der Vorhang fällt.“

„Und den Applaus darüber vergißt. — Ach! liebe Marie, — hätte ich doch niemals Komödie gespielt!“

„Nun, das ist schön, Undankbare! . . . Hättest Du dann Deinen charmanten Better kennen gelernt in Bern und wärest Du jemals mit dem Doktor in Berührung gekommen?! . . . Siehst Du, Herz, — Niemand ist im Stande, Dich gesund zu machen, wie Der. — Nein, werde nicht roth und schau' nicht weg. Brauchst Dich gar nicht zu schämen. — Aber das merke Dir, verliebte Leute sind wie die Kinder, nicht zurechnungsfähig; sie bedürfen eines Mentors, sonst machen sie Dummheiten . . . Dein Mentor bin ich und ich fordere strengen Gehorsam.“

„Thue, was Du willst, Du warst immer die Bessere und Klügere von uns Beiden,“ erwiderte Elisabeth mit einem Seufzer.

„Nun, das ist brav! — das Kompliment weise ich zurück, aber den Gehorsam acceptire ich. — So höre denn: wir fahren hernach einmal bei dem Doktor vorbei, noch mehr, ich schicke eine Karte hinauf und bitte ihn zu kommen; — ich habe nämlich Halsschmerzen. Ich opfere mich, denn mit Dir will er bekanntlich nichts zu thun haben.“

Elisabeth sah sie mit großen Augen an, aber sie schwieg.

„Ich thue das, damit Du heute wie ein vernünftiger Mensch zu Abend speisest, denn wirklich etwas mehr Fülle thut Deinen Wangen noth. Nun, die Liebe zehrt und that's zu allen Zeiten, sogar schon im klassischen Alterthum.“

„Ich weiß es, ich sehe sehr häßlich aus.“

„Geschmacksache! — Ich werde dem Doktor natürlich auch von Deinem Rheumatismus erzählen und Du kannst ihn wieder einen langen Faulenzler schimpfen.“

„Marie!“

„Jedenfalls wird er das Gespräch auch auf Fräulein Wild bringen; da werde ich ihm die schönsten Sachen erzählen. Eins nur bitte ich Dich, schau' ihn nicht gar so verliebt an, wenn er kommt, er erschrickt sonst — für alles Andere garantire ich. Mich muß er täglich besuchen, wo möglich zweimal, damit Du Dich an seinen Anblick erst wieder gewöhnst. — So... ich stehe jetzt auf und mache Toilette; John besorgt um elf Uhr den Schlitten. Apropos — um einen Aufpasser sind wir ärmer. Karola vertraute mir gestern Abend in aller Eile in Zahren schwimmend an, ihr armer Bruder wäre nicht zu Hause, — er hätte Pech gehabt... er brummt wegen Schulden.“

„Das bedaure ich,“ versetzte Elisabeth lebhaft, sich auf den Ellenbogen aufrichtend. „Aber davon später, gut... fahren wir Schlitten... Seit langen Jahren that ich das nicht mehr.“

Sie war mit einem Sprunge aus dem Bett, umarmte Marie zärtlich und begann sich anzukleiden.

„Nun bitte den Himmel mit mir, daß Alles gut geht,“ sprach sie, ihre Hände gegen die Brust drückend.

„Das will ich, Schatz. — Verlaß Dich ganz auf mich — Du kriegst Deinen Doktor!... Er müßte ja keine Augen im Kopfe haben und kein Herz, — von Deinen fünf Millionen will ich gar nicht einmal sprechen!... Wenn er wahrhaft liebt, — und daran ist kein Zweifel, — so wird er niemals glücklicher sein, als in dem Augenblicke, wo er Dir Deine vermeintliche Schuld verzeihen kann. — Aber nun an's Werk; jetzt frühstücken wir, dann hüllen wir uns warm ein und fahren durch die Stadt.“ So geschah es und Elisabeth schien förmlich aufzuleben, seit sie heimatliche Luft athmete, ihre Wangen waren sanft geröthet von der frischen Luft und ihre Augen glänzten.

„Wie die Liebe Dich verklärt,“ neckte sie Marie.

Sie fuhren an des Doktors Hause vorbei und am Nachmittage stellte derselbe sich ein, auf das Freudigste überrascht über die schnelle Rückkehr. Als der lange Herr hereintrat, — wie hätte er da ahnen

können, wie laut und sehnsüchtig das Herz der unförmigen Gestalt dort in dem halb finsternen Winkel der Stube klopfte! — Er ergriff mit Wärme der Gesellschafterin Hand, sie war ihm eine treue Freundin gewesen in schweren Tagen, ihr Anblick erinnerte ihn an die glücklichsten Stunden seines Lebens, außerdem, er hatte von derselben wichtige Aufschlüsse zu verlangen.

Erst als er diese begrüßt hatte, wandte er sich zur Tante, welche über das schlechte Klima in England klagte, sich so stellend, als wüßte sie nichts von Mariens Verrath.

Wie schwer wurde es ihr heute, ihn zu belügen, und wie er nun ihre Hand ergriff, wie mußte sie an sich halten, um sie nicht an ihr Herz zu pressen! Mit Erstaunen vermeinte der Doktor Verwirrung in den Zügen der alten Dame zu lesen. — „Sie schämt sich, daß sie lügt,“ dachte er gleich hinterher, „und sie hat Recht.“

So schnell wie möglich machte er sich dann von ihr frei und wandte sich wieder zu Marie zurück, sich nach deren Befinden erkundigend. Dann aber, nachdem er ihren Zustand für völlig unbedeutlich erklärt hatte, konnte er nicht länger widerstehen, — er fragte nach Fräulein Wild. Die Wärme und Sorge, mit der er dieß that und seine Blicke dabei, entschädigten die falsche Tante reichlich für den auferlegten Zwang. Sie lag in ihrer Ecke, stumm und ohne sich zu regen, die lächerliche Gestalt, und beobachtete mit einem unaussprechlichen Gefühl von Glück und Liebe eine jede seiner Mienen, ein jedes Wort und dankte Gott, daß er sie wieder mit dem geliebten Manne die gleiche Luft athmen ließ. Noch einmal spielte Elisabeth die seltsame Komödie vor ihren Verwandten in den nächsten Tagen, sich leidend stellend dabei. Dann beschloß Marie ein Ende zu machen, denn sie bemerkte, wie die Kraft ihrer Freundin erlahmte.

Von Neuem redete sie dieser Muth ein, bat sie, ihrem Rathe sich anzuvertrauen, und freute sich, zu finden, daß Zuversicht und die alte Energie in das Herz derselben zurückgekehrt waren, und daß sie entschlossen war zu handeln. Noch einmal wollte sie die Tante spielen, aber das mußte das letzte Mal sein — nachher wollte sie sich niemals wieder verstellen.

Dreiunddreißigtes Kapitel.

Man war damals mitten in der frohen Zeit des Karnevals. Als der Doktor eines Morgens kam, früher als sonst, um sich nach Mariens Befinden zu erkundigen, fand er sie mit einer Zeitung in der Hand. Sie bemerkte, daß der Better nachdenklich, ja beinahe düster ausah und in einer gewissen, kaum unterdrückten Erregung war, — das paßte wenig zu ihren Plänen.

Auch die falsche Tante bemerkte diese Verstimmung und das arme, selbstquälerische Herz fiel ihr gleich noch tiefer in die Schuhe; sie vermochte kaum ihre Stimme zu beherrschen, als der Doktor sie fragte, wie sie sich befände.

„Schlecht,“ wollte sie sagen, — besann sich aber glücklicherweise noch zur rechten Zeit, daß das

durchaus nicht in die Rolle paßte, welche sie auf Mariens Geheiß zu spielen hatte, und murmelte ein kaum verständliches: „Besser!“

„Nur sehr langweilig,“ fügte sie gleich darauf hinzu und seufzte.

„Lassen Sie Lust und Licht in Ihre Zimmer ein und machen Sie täglich eine Ausfahrt in einem geschlossenen Wagen, gut eingehüllt natürlich,“ erwiderte der Doktor.

„Ihre Frau Tante langweilt sich und ich auch — zum Sterben,“ fiel ihm hier Marie in die Rede und trat herzu, die Zeitung in der Hand. „Solch' eine Spazierfahrt bei herabgelassenen Scheiben ist auch eben keine große Kurzweil, mein Herr Doktor.“ Sie sah ihm bittend in die Augen.

„Kurz und gut, lieber Herr Doktor, wir haben einen Plan.“

„Darf ich ihn wissen?“

„Ganz gewiß; wir zählen sogar nicht wenig auf Sie.“

„Ja, — wir zählen auf Dich, mein Sohn,“ sprach auch die Tante und nickte mit dem dicken Kopfe.

„Auf mich?“ fragte der Doktor sehr erstaunt.

„Auf Sie ganz besonders. — Wir haben nämlich hier in der Zeitung gelesen, daß im Abrechtsaal heute eine große Redoute stattfindet.“

Der Doktor machte sehr große Augen.

„Ihre Frau Tante hat solchen Mummenschanz noch niemals gesehen und ich auch nur ein einziges Mal, als halbes Kind.“

„Sie meinen doch nicht ernstlich,“ sprach der Doktor mit einem Stirnrunzeln, „liebe Frau Tante, ich glaube doch nicht, daß Sie in Ihren alten Tagen noch in Wirklichkeit das Gelüst verspüren, auf einen Maskenball und noch dazu auf einen öffentlichen Maskenball zu gehen?“

„Yes — ich will gehen,“ brummte die Alte sehr bestimmt.

„Da hören Sie es selbst; Sie werden gewiß uns nicht die Freude verderben. Wer erkennt uns denn! . . . Wir bitten Sie freundlichst, uns die nöthigen Billette zu besorgen und uns zu geleiten.“

Das Gesicht, welches der Doktor bei dieser seltsamen Zumuthung machte, war so komisch, sein Schrecken und seine Entrüstung prägten sich so deutlich aus, daß Marie das Lachen kaum verbeißen konnte.

„Ich?“ fragte dieser noch einmal und streckte unwillkürlich, wie abwehrend die Hände vor. „In der That, mein Fräulein . . .“ Hier übermannte ihn der Gedanke, welch' eine lächerliche Figur er neben der alten, auffallenden Person dort spielen würde, mit John hinter sich, der die Numflasche trug, und welchen Extravaganzen sich die alte, unberechenbare Frau hingeben könnte, seine Stirn flammte auf und beinahe beleidigt fuhr er fort: „Frau Tante, verzeihen Sie mir die Bemerkung, Damen in Ihrem Alter gehören durchaus nicht auf derartige Vergnügungen. Ich kann Ihnen nur auf das Entschiedenste abrathen, dorthin zu gehen, vor Allem aber verlangen Sie nicht, daß ich Sie begleite oder irgend etwas thue, was diesen ungewöhnlichen Schritt erleichtern würde. Wenden Sie sich deshalb an Ihren Cousin, den Herrn Präsidenten. — Ich empfehle mich!“

Zornroth nahm er seinen Hut und ging hinaus, doch Marie eilte ihm nach und erwischte ihn im nächsten Zimmer.

„Herr Doktor!“

„Mein Fräulein.“

„Sie waren sehr unartig soeben.“

„Sie sehen mich entrüstet. Ich bitte dringend, reden Sie der Tante jene ganz unglaubliche Idee aus und stehen Sie selbst davon ab.“

„Gestehen Sie, — Sie wollen uns nur nicht die Ehre Ihrer Begleitung schenken. Sie fürchten sich lächerlich zu machen.“

„Ich habe meine Meinung offen ausgesprochen und habe derselben nichts hinzuzufügen,“ versetzte der Doktor beinahe barsch.

„Sie waren schon übler Laune, als Sie kamen; Sie haben irgend eine Unannehmlichkeit gehabt; ich sah es Ihnen an. Gestehen Sie es.“

Der Doktor stutzte, erröthete und sah zu Boden.

„Allerdings,“ sprach er dann, aber in einem ganz veränderten Ton plötzlich.

„Und darf man wissen?“

Er überlegte einen Augenblick, dann hob er den Blick, sah Marie forschend in die Augen und begann mit gepreßter Stimme und offenbar nur einem unwiderstehlichen inneren Drange nachgebend:

„Wohl — es sei, mein Fräulein.“

Er zog sie zu einem Sitz, nahm selber Platz und legte Hut und Schirm neben sich auf den Teppich.

„Was er nur hat?“ dachte das Fräulein nicht ohne einige Unruhe.

„Wollen Sie mir offen auf einige Fragen antworten?“ hub er an.

„Wenn ich darf, ganz gewiß,“ versetzte Marie.

„Sie schrieben mir im vorigen Dezember, daß ich seinerzeit Aufklärungen darüber erhalten würde, warum sich Fräulein Wild unter dem Namen Herford malen ließ.“

„Ganz recht, Herr Doktor, und dieselben werden Sie sicherlich vollständig befriedigen,“ versetzte Marie, ihm treuherzig in die Augen sehend. Aber die Wolke auf seiner Stirn vertheilte sich nicht durch diese bestimmte Erklärung. Mit Vorwurf fuhr er fort:

„Ich beschied mich, — ich habe Sie nicht um nähere Aufklärung gebeten, weil ich Ihnen glaubte und dieselben von Fräulein Wild erwartete.“

„Nun — und?“ fragte Marie ein wenig bekümmert.

„Ich hatte, wie früher erwähnt, einen Disput mit dem Maler des Bildes, welcher durchaus eine Miß Herford gemalt haben wollte, wo doch die Ähnlichkeit eine unverkennbare war.“

„Ganz recht.“

„Gestern Abend nun bekam ich von jenem Herrn einen Brief; er habe die Photographie jener Dame bei Kurz im Schaukasten gesehen und beeile sich mir mitzutheilen, daß dieselbe dort ebenfalls ihren Namen, Miß Herford, angegeben habe. — In Folge dessen eilte ich dorthin, sah, daß jene Photographie identisch ist mit einer von denen, welche Sie die Güte hatten mir zu schicken, und erfuhr, daß der Lehrbursche diese und die Photographieen einer andern blonden jungen

Dame mit diesen zugleich nach dem Hotel Bellevue gebracht hatte.“

Marie erröthete vor Schreck bis unter die Haarwurzeln, sah aber nicht fort.

„Ich erkundigte mich im Hotel, — zwei Damen haben dort gewohnt — in Zwischenräumen, aber ohne die Wohnung aufzugeben, jene sogenannte Miß Herford und jene blonde Dame.“

„Das Alles ist richtig. — Nun halten Sie uns am Ende gar für nichts Gutes?“

„Ich bezweifle es nicht,“ versetzte der Doktor mit einem Sarkasmus, der ihm selbst in die Seele schnitt, „und deshalb — Sie haben Recht — war ich verstimmt, als ich hieher kam. Noch Eines war mir aufgefallen, ich bemerkte an der Wange Fräulein Wild's, etwa einen Zoll unter dem Auge, ein kleines, dunkles Mal; — jenes Porträt zeigte dasselbe nicht. Auf mein Befragen versicherte mich der Maler, Miß Herford habe ein solches Mal nicht gehabt. — Ein Arzt sieht scharf, mein Fräulein . . .“

„Man sagt so. — Verliebte sehen noch schärfer, am schärfsten das Mißtrauen oder die Eifersucht — zu scharf oft.“

„Ich bin weder mißtrauisch noch eifersüchtig, aber sehr in Unruhe und sehr betrübt,“ versetzte der Doktor mit tiefem Ernst. „Sagen Sie selbst . . .“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Das Faktum leugne ich nicht, Sie haben in Allem Recht, aber glauben Sie meiner bestimmten Versicherung oder glauben Sie es mir auf mein Wort, als ehrliches Frauenzimmer, Sie haben keinen Grund, sich zu beunruhigen, — im Gegentheil!“

„Wieso . . . im Gegentheil?“

„Denn wenn Sie wüßten oder wenn ich sprechen dürfte . . . Aber bitte, haben Sie noch ein ganz klein wenig Geduld. Miß Herford und Elise Wild, sie sind dieselben, der Leberfleck war eine Erfindung von mir und die Blonde, die war ich.“

Sie nahm seine beiden Hände und sah ihm lächelnd in's Auge.

„Meine Freundin wollte Ihnen gern die Lösung dieses Räthfels selbst geben, aber die Liebe und der Respekt vor Ihnen schlossen ihr den Mund.“

„O, mein Fräulein, was sagen Sie da!“ rief der Doktor auflebend.

„Die Wahrheit! . . . Aber dessen seien Sie gewiß, einen Vorwurf hat sich meine Freundin nicht zu machen, Ihr Herz ist rein wie Gold!“

Das Letzte sprach sie mit erhobener Stimme. — Ganz verwirrt stand der Doktor da und sah sie an und suchte nach Worten. Sein Gemüth war erregt bis in die tiefsten Tiefen, seine Pulse klopften fieberhaft.

„Gehen Sie jetzt, — vertrauen Sie mir und ich verspreche Ihnen, in etlichen Tagen schon soll Elise Wild Ihnen persönlich eine jede Auskunft geben, die Sie nur wünschen können. Sie werden sie recht beurtheilen, sie hat Schicksale gehabt, aber wie das blanke Gold aus dem Schmelztiegel, so ist sie aus denselben fleckenlos hervorgegangen.“

„Mein Fräulein, Sie haben entweder zu viel oder zu wenig gesagt!“ rief der Doktor leidenschaftlich. — „Ist Fräulein Wild hier, daß sie mir persönliche Aufklärungen geben kann . . . ist . . .“

„Gehen Sie jetzt, mein Herr, — ich habe allerdings schon zu viel gesprochen. — Hoffen Sie und vertrauen Sie, Sie zogen ein großes Loos.“

Sie hatte also sprechend Hut und Schirm aufgenommen und drängte ihn, den beinahe Widerstrebenden, zur Thür hinaus.

„Auf Wiedersehen! . . . Und Sie führen uns also nicht auf den Ball?“ rief sie ihm nach.

„Nein,“ klang es zurück.

„Gott sei Dank! Den habe ich abgewettert.“

„Du — Lisel,“ mit diesen Worten trat sie in die Stube, „unsere Komödie hat ein Loch!“ und sie begann zu erzählen, was sie eben mit dem Doktor gesprochen hatte.

„Es geht zu Ende, — mach' Deine Sache gut, mein Schatz. Ich gehe jetzt aus; — Du sollst schön sein wie ein Engel!“

Untenwegs traf Marie Karola, die mit sorgenvoller Miene ihr erzählte, sie kaufe wollene Strümpfe für ihren Bruder. — Der Diplomat säße auf der Festung wegen Schulden.

Die Sache hatte seine Wichtigkeit. Seit die Tante fort war, hatte der junge Herr wieder Oberwasser bekommen seinen Gläubigern gegenüber. Gerade damals hatten dieselben eine neue Erbin in Berlin ausfindig gemacht, die noch mehr Geld haben sollte wie Fräulein Salomon. — Der schlechte Zahler aber behandelte seine Wohlthäter mit Hohn und ließ, als sie drohten, es zum Neukerker kommen, er hatte es satt, sich heken zu lassen. In Folge dessen saß er jetzt in Festungshaft; seine Carrière war auf immer vernichtet; die Familie hatte ihn zu unterhalten.

Marie heuchelte mehr Mitleid mit dem Leichtsinrigen, als sie wirklich empfand, und kam auf das Projekt der Tante zurück, ihm in Indien eine gute Anstellung zu verschaffen; als sie aber Karola's Schrecken sah über diesen Vorschlag, verstummte sie und empfahl sich.

Gegen Abend — Elisabeth und Marie waren bereits im Hotel Bellevue — erschien noch einmal der Doktor in großer Aufregung bei den Damen, wurde aber nicht vorgelassen.

Er kam, um Erklärungen zu fordern. Es war ihm nämlich etwas höchst Sonderbares widerfahren: er hatte einen Brief erhalten, um sechs Uhr, mit der letzten Post, in diesem lag eine Photographie von Elise Wild mit den begleitenden Worten: „Eine Dame in einem schwarzen Domino, mit drei rothen Rosen an der Brust, wovon die eine dunkel, zwei hell, erwartet ganz bestimmt Sie heute im Albrechtssaal zu treffen. Als Erkennungszeichen tragen Sie Ihrerseits beifommende Schleife.“

Wie elektrisirt war er aufgesprungen, nachdem er diese dunklen Zeilen gelesen hatte. Er kannte die Handschrift — also war Elise hier und ihre Freundin hatte es ihm nicht gestanden. — Warum? . . . Seit wann? — Warum verbarg sie sich vor ihm? . . .

Freude, Furcht, das Glück, sie sehen, sie sprechen zu dürfen, und die Angst, getäuscht, betrogen zu sein, stritten einen mächtigen Kampf in seiner Brust. Aber plötzlich durchbrach die Sonne das Chaos, die Geliebte stand vor seinem geistigen Auge, er sah ihr

trennes, liebes Gesicht, halb lächelnd, halb vorwurfsvoll schaute sie ihn an. . . er stieß einen Freudenruf aus und eilte zu Marie. Er wollte sie fragen, wo die Geliebte wäre, und was das Alles bedeuete.

Als er keine Antwort bekam, begannen die Zweifel noch einmal ihn zu martern. Warum ließ man sich so hartnäckig vor ihm verleugnen, warum auf einem öffentlichen Balle sollte diese Begegnung stattfinden?

Langsam schritt er durch die winterlichen Gassen. — War es überhaupt mit seiner Würde als Arzt zu vereinen, daß er einen solchen Ball besuchte? — Zwar Personen aus den besten Kreisen verkehrten dort und ein hohes Entrée schützte vor unberufenen Eindringlingen, aber immerhin. . . Dann besah er das Bild noch einmal, den Brief und die Schleiße, und klingelte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Wein und Weisheit.

Von

Hugo Klein.

Die Weinlese in Ungarn, dem Lande des Tokayers, bildet ein Fest, welches überall, im Süden wie im Norden, die ganze Bevölkerung in Anspruch nimmt; die Hälfte derselben führt die Arbeit in die Weingärten, die andere Hälfte das Vergnügen. Da kommt der Voge des Zigeuners nicht zur Ruhe, da verstummen nicht die jauchenden Lieder, da rastet man nicht auf dem Tanzboden, wenn die Lichter am Himmel angezündet wurden. Das ganze Land wird zur Stätte eines großen, ungeheuren Festgelages. Wer die Leszeit einmal in Ungarn verbracht hat, dem ist es so recht offenbar geworden, daß er sich in einem Weinlande par excellence befindet, in dem das Verweilen süß, von dem aber das Scheiden recht schwer ist. Dem intimeren Kenner der ungarischen Sprache hat sich diese Erfahrung allerdings schon längst aufgedrängt. Diese wortarme Sprache verfügt nämlich über einen überraschend reichen Ausdruck, wo der Wein in Frage kommt, über eine Fülle von Nüancen, die in einer andern Sprache manchmal sogar schwer wiederzugeben sind. Hier einige Beispiele. Ein schlechter Wein wird nicht, wie in Deutschland, ein „Drei-Männer-Wein“ genannt (der erste der Drei gießt dem Trinker die problematische Flüssigkeit ein, die anderen Zwei halten ihn, damit er nicht davonlaufe), man spricht nicht nur von einem „getauften Wein“, sondern man nennt auch den sauren Tropfen in treffendster Weise einen „armen Wein“. Der gute Wein dagegen wird ein „heidnischer“, d. i. ungetaufter genannt, der vorzügliche ist „mehr als Wein“, eine Bezeichnung, die auch auf andere köstliche Dinge häufig ihre Anwendung findet. Der süße Wein aber ist ein „Wein, der unter den Bopf gehört“, d. h. für das schöne Geschlecht bestimmt ist. Noch zahlreicher sind die landläufigen Bezeichnungen für den Becher, der ein Saufbold ist. Einen solchen nennt man spottweise einen „Weinhändler“, einen „Weinkönig“, eine „Weinflasche“, einen „Weinschlau“, eine „Kellerfliege“ und noch Anderes mehr.

Eine ganz außerordentliche Rolle spielt der Wein im ungarischen Sprichwort. Es sind wahre Kernsprüche, in denen er figurirt, wie sie nur der helle Verstand des Volkes zu erfassen weiß — und würde man sie sämtlich zusammenstellen, so müßten sie eine echte, rechte „Bibel der Zecher“ abgeben, wohl geeignet, mit ihren Worten der Weisheit nüchterne Zechkumpane in jenen traurigen Lebensstunden aufzurichten, da ein gefülltes Glas nicht im Bereiche ihrer Hand ist. Einige dieser Kernsprüche will ich heute hier mittheilen; manche davon würden wohl verdienen, einen neuen Mirza Schassy zu finden, der sie zum Refrain artiger Gedichte macht.

Das Sprichwort läßt vor Allem der hohen Bedeutung, welche der köstliche Saft der Reben in dem irdischen Jammerthal besitzt, volle Gerechtigkeit widerfahren. „Wein, Waizen, Frieden“ nennt das Sprichwort den dreifachen Segen, der den sehnsüchtigen Wunsch des Volkes bildet. Ein anderes sagt: „Wein, Waizen, Speck sind die besten Gaben des Himmels“. Der ungarische Bauer braucht jedenfalls kaum mehr als Wein,

Brod und Speck, um sein irdisches Glück erfüllt zu sehen. Sehr klug ist das folgende Wort: „Guter Wein, Geld und eine schöne Frau brauchen einen ganzen Mann zur Bewachung“, was auch in anderer Weise gesagt wird, wie: „Deinen guten Wein und deinen schönen Schatz vertraue nur einem bewährten Manne an“. Gewissermaßen eine Variation dieses Sprichworts ist der Satz: „Guter Wein, eine schöne Frau und ein ruhiges Gewissen sind kostbare Dinge“. Ein starker Wein wird ein Wein genannt, „der Todsünden übertrifft“ und die besondere Macht, die dem Nebenjaft bereits in diesem einen Ausspruche zuerkannt wird, findet in einer ganzen Reihe weiterer Sprichwörter seine Bestätigung. Man sagt: „Ein großer Meister ist der Wein“, auch: „Ein starker Bursche ist der Wein“ und: „Vieles kann der Wein“. Eine Anspielung darauf, daß der Wein das Herz des Menschen mit neuem Muth erfüllt, enthält das Sprichwort: „Der Wein schnallt das Schwert um“. Möglicherweise entstand übrigens dieses Sprichwort gelegentlich der früheren, vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gebräuchlichen Soldatenwerbungen. Wenn sich ein Bursche auf dem Flachlande damals bei den Soldaten einreichen ließ, so gab es dabei immer ein großes Festgelage. Ja, die Werbepflichter pflegten auf den Märkten, vor dem Stadthause der Dörfer zc. solche Gelage aufzuschlagen, um die jungen Bursche anzuloden, und saß einer einmal am Zechische, war ihm bald die Soldatenkappe auf das Haupt gedrückt. So „schnallte der Wein das Schwert um“.

Das lateinische: „Vinum caret clavo“ ist vom ungarischen Volke übernommen: „Der Wein kennt keine Fügeln“ heißt es auch hier. Ebenso ist eine andere lateinische Sentenz: Vinum senem etiam vel nolentem saltare compellit, zum ungarischen Sprichworte geworden, welches sagt: „Auch die Alten führt der Wein zum Tanze“. Bei dem frühern allgemeinen Gebrauche der lateinischen Sprache in Ungarn haben sich solche Translationen verhältnismäßig leicht vollzogen. Bezüglich der Beziehungen betagter Leute zum Nebenjaft sagt das ungarische Sprichwort noch: „Für die Alten ist der Wein die Arznei“. Ein rechtes Wahrwort ist auch jenes, das uns belehrt: „Es gibt keinen Weisen, den der Wein nicht zum Narren machte“.

Wir, die wir uns alle für weise halten, haben das oft genug erfahren. Der Wein verwirrt die Sinne, löst die Zunge, verjagt die Ueberlegung — da kann keine Weisheit mehr bestehen. Das ungarische Sprichwort, das uns solches verkündet, warnt aber auch den Zecher: „Wer den Wein trinkt, bleibe sein Narr“, was allerdings leichter gesagt als gethan ist. Das deutsche: „Wein jagt die Wahrheit“ (In vino veritas) findet sich auch wörtlich im Ungarischen. Eine Variation desselben ist: „Der Wein zeigt, was im Menschen liegt“. „Der Wein kennt kein Geheimniß“ verkündet, daß der Zecher zum Schwächer wird; doch sagt auch das ungarische Sprichwort: „Der Wein hat kein Geheimniß“, was so viel bedeutet, daß es viele Berufene, aber nur wenige Auserkorene gibt, welche sich auf ein gutes Tröpfchen verstehen; man muß es zu schätzen wissen und seine verborgenen Vorzüge ergründen können.

Eine weitere Andeutung, wie sehr die vollen Becher die Schwagluft fördern, liegt in dem Sage: „Man spricht mehr

beim Trinken als beim Essen". Fein und witzig ist das Sprüchwort: „Kinder können den Wein nicht beißen“, was so viel sagen will, daß man ein ganzer Mann sein muß, um den Wein vertragen zu können, ohne rasch die Bestimmung zu verlieren, ohne beim Wein zum Kinde zu werden.

Ueber betagte Jungfrauen äußert sich unser Sprüchwort höchst despektirlich, indem es meint: „Alter Wein und alte Mädchen haben nicht denselben Preis“. Der Wein dient auch dazu, um den Reichtum zu verbildlichen. Das Sprüchwort sagt, wenn es andeuten will, daß Jemand mit irdischen Gütern übermäßig gesegnet ist: „Er wäscht sich mit Wein“, oder: „Du siehst kein Wasser, wo er Wein sieht“, was hinlänglich für die Bedeutung spricht, welche der schlichte Volksverstand dem Saft der Reben zuerkennt. Trunkenen Leuten sagt man in Ungarn nach: „Der Wein hat sie erreicht“, oder auch scherzhaft: „Stoße sie, quillt Wein aus ihnen hervor“. Ueberhaupt verleugnet das Sprüchwort, das sich des Weins als Bild bedient, in vielen Fällen nicht seinen gesunden und immer treffenden Mutterwitz. Von Leuten in übermüthiger Laune sagt es: „Sie sahen keinen Wein und sind schon trunken“. Jemandem, der schwer zu befriedigen ist, ohne für seine Prätenstionen auch nur einige Berechtigung zu haben, wirft man vor: „Es wachsen keine Hundsbeeren in deinem Garten und du wühlst im Weine“.

Ein witziges Wahrwort ist auch das folgende: „Es ist nicht gut, von Dem einen Rath zu verlangen, der Wein zur Suppe trinkt“. Die großen Freunde voller Becher sind überhaupt die Feilscheibe des Witzes. Da heißt es: „Er kam den Wein im Munde nicht leiden“, das heißt, er schluckte ihn rasch hinunter. Oder: „Wenn er frisches Wasser hätte, verschmähte er das beste Bier und tränke nur Wein“. Auch das deutsche: „Im Becher ersaufen mehr als im Meere“ ist wörtlich acceptirt. Wenn man bei Feinschmeckern zu Gaste ist, bemerkt man wohl auch: „Ein guter Wein, den die Zigeuner lieben“, was ein Kompliment für den Wirth sein soll. Der Vergleich mit den Zigeunern, deren Schlaueit in Ungarn allgemein anerkannt ist, hat in diesem Falle nichts Abtrüglisches.

Weitere sinnige Sprüchwörter, die wir gerade einsaffen, sind: „Frage nicht nach der Herkunft guten Weines und guter Menschen“ — ein Wort, das in goldenen Lettern geschrieben zu werden verdient; „Leicht ist aus dem Weine Gfzig zu machen, doch wird kein Gfzig zum Weine“; „Ohne Wein ist die Gastfreundschaft arm“; „Für den Trunkenbold ist der Wein die Muttermilk“. Schließlich: „In ein, zwei Gläsern Wein wohnen viele gute Freunde“, was so viel sagen will, daß man am Besten leicht Freundschaft schließt.

Gerne sei es von mir, behaupten zu wollen, daß ich mit den zitierten Kernsprüchen die lange Reihe ungarischer Sprüchwörter erschöpft hätte, welche des Weins gedenken und ihn klug in Beziehungen zum Leben bringen. Aber die mitgetheilte Liste ist jedenfalls hinreichend, um die große Rolle zu illustriren, welche der Wein im ungarischen Volksleben spielt. Das ungarische Volkslied singt: „Guter Wein allezeit, bei Tag und Nacht erfreut“, und „Wein, Waizen, Frieden“ sind, wie eingangs erwähnt, eine Dreieinigkeit, in welcher der Magyar die höchsten irdischen Güter schätzt. Wer einen guten Tropfen liebt und die Weisheit zu würdigen weiß, die im Sprüchwort wohnt, wird ihm aus der „Bibel des Zechers“, die er besitzt, keinen Vorwurf machen. Sie ist der spezielle Schatz eines Weinlandes, dessen wir oft dankbar gedenken, wenn die Becher in der Hand freieren.

M o s a i k.

Josef II. und der holländische Wirth. Auf einer Reise in den Niederlanden, die der große österreichische Kaiser infognito und in bürgerlichem Kleide unternommen hatte, übernachtete derselbe einst, nachdem er ein frugales Abendessen aus Speck und Eiern zu sich genommen, in einem nichts weniger als fürstlich eingerichteten Gasthause, wofür er in Summa eine Rechnung von dritthalb Gulden zu begleichen hatte. Als wenige Stunden nach seiner Abreise ein paar Herren seines Gefolges in demselben Gasthause eintrafen und dem Wirth es plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel, zeigte er sich äußerst niedergedrückt darüber, daß er den Rang seines illustren Gastes nicht gekannt hätte. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund“, sagte ihm Jemand aus der kaiserlichen Suite, „Josef II. ist solche kleine Abenteuer gewohnt und wird sich nichts daraus machen.“ — „Schon recht“, schrie der Wirth plötzlich grimmig auf, „aber ich werd's nie vergessen, daß ich einen Kaiser unter meinem Dache hatte und ihn für dritthalb Gulden ziehen ließ!“

Eheliche Bekenntnisse. „Als wir verlobt waren“, seufzte die zärtliche Gattin schmollend, „schliefe ich stets mit Deinem letzten Briefe unter meinem Kopfkissen!“ — „Auch ich,“ versetzte der Gatte mit stoischem Gleichmuth, „auch ich bin oftmals über Deinen Briefen eingeschlafen.“

Unmöglicher Erseh. Ein englischer Edelmann erhielt von Heinrich VIII. den Auftrag, Franz I., dem König von Frankreich, eine für den Lehren nicht sehr schmeichelhafte Botschaft zu überbringen. Der Gesandte, welcher den Jähzorn des französischen Herrschers kannte, fürchtete für sein Leben und bat Heinrich, ihn von dem gefährlichen Auftrage zu dispensiren. „Fürchten Sie nichts“, sagte Heinrich lächelnd, „wenn der König von Frankreich es wagen sollte, Sie zu tödten, würde ich sämmtlichen in meiner Macht befindlichen Franzosen die Köpfe abschlagen lassen.“ — „Eure Majestät sind sehr gnädig,“ erwiderte der Brite, „indessen von all' diesen Köpfen würde kein einziger zwischen meine Schultern passen.“

Zeit ist Geld. Ein Schneider besucht einen Kunden, der ihm seit Jahren die Rechnung schuldig geblieben ist, und findet ihn im Bett. „Sind Sie krank?“ — „Nein.“ — „Warum arbeiten Sie denn nicht, um Ihre Schulden zahlen zu können? Zeit ist Geld.“ — „Richtig, darum zahlte ich Sie — mit der Zeit.“

Gefühlstelegramm. Ein Hamburger Bankier übergibt dem Telegraphenbeamten folgende Depesche zur Abfertigung: „Dirma Müller in London. Zeige mit Bedauern den heute erfolgten Tod unseres Onkels an. Bitte, umgehend zur Testaments-eröffnung zu kommen, da wir Beide aller Wahrscheinlichkeit nach keine Erben sind.“ — „Das Telegramm enthält zwei Worte zu viel, mein Herr,“ sagte der Beamte. — „Out, so freichen Sie, mit Bedauern,“ lautet die kühle Antwort.

Vorsichtig. Ein junger Commis, der in einer Kolonialwaarenhandlung thätig gewesen war, saß im Einjährig-Freiwilligen-Examen. Der Examinator wollte ihn auf seine Spezialkenntnisse hin prüfen und fragte ihn: „Woher kommt der Kaffee?“ — „Diese Frage darf ich leider nicht beantworten, Herr Professor,“ stammelte erköthend der Jünger Merkurs, „das ist — Geschäftsgeheimniß.“

Musikalien-Verlag
der
Deutschen Verlags-Anstalt
vorm. Ed. Hallberger
in Stuttgart und Leipzig.

Classiker-Pracht-Ausgaben: *Beethoven's* sämtliche Sonaten. 4 Bde., à Bd. M. 4. 50. — *Clementi's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — *Haydn's* ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3. 50. — *Mozart's* sämtliche Sonaten. 3 Bände, à Bd. M. 4. 50. — *Weber's* Compositionen für das Pianoforte. 2 Bde., à Bd. M. 4. — *Reiser, Kinder-Klavierschule.* I. Abthlg. M. 2. 50. II.—IV. Abthlg. à M. 3. — *Eichter, Kinderlieder.* 4 Abtheilungen à 75 Pf. — *Eichter, Die schönsten Choral-Melodien.* 75 Pf. — *Eichter, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien.* 75 Pf. — *Kuhe, Le feu follet.* M. 1. 50.